



Blätter für lippische Heimatkunde.



Beilage der Lippischen Landes-Zeitung.

Druck und Verlag der Meyer'schen Hofbuchdruckerei in Detmold.
Verantwortliche Leitung: Max Stærche in Detmold.

Die Abonnenten der Lippischen Landes-Zeitung erhalten die Blätter kostenlos.

Im besondern Abonnement werden sie auf bestem Papier für 0,30 Mark vierteljährlich abgegeben.



Nr. 1.

1910.

11. Jahrgang.

Inhalts-Verzeichnis.

Der Kriegszug Herzogs Heinrich von Braunschweig-Lüneburg gegen Simon III. Edlen Herrn zur Lippe. Von Erich Edler Herr und Graf zur Lippe.

Zu den Volksliedern. Von H. Wehrhan, Frankfurt a. M.
Literarisches.

Der Kriegszug Herzog Heinrichs von Braunschweig-Lüneburg gegen Simon III. Edlen Herrn zur Lippe.

Von Erich Edler Herr und Graf zur Lippe etc.

(Nachdruck erwünscht.)

Einen der lichtvollsten Abschnitte in der engeren Geschichte des lippischen Vaterlandes und zwar da ausschließlich durch eigene Kraft ein mächtiger, gewinnstüchtiger Gegner zu Boden geworfen und gedemütigt wurde, bildet die Fehde des Herzogs Heinrich zu Braunschweig-Lüneburg gegen den Edlen Herrn Simon III. zur Lippe im Jahre 1404. Heinrich war ein jüngerer Sohn des Herzogs Magnus II. Torquatus (mit der Kette) zu Braunschweig-Lüneburg. Nach dem Tode seines älteren Bruders Friedrich hatte er das Herzogtum Lüneburg erhalten und die Regierung im Jahre 1400 angetreten. Er starb 1416. Der Edle Herr Simon III. zur Lippe regierte von 1361 bis 1410.

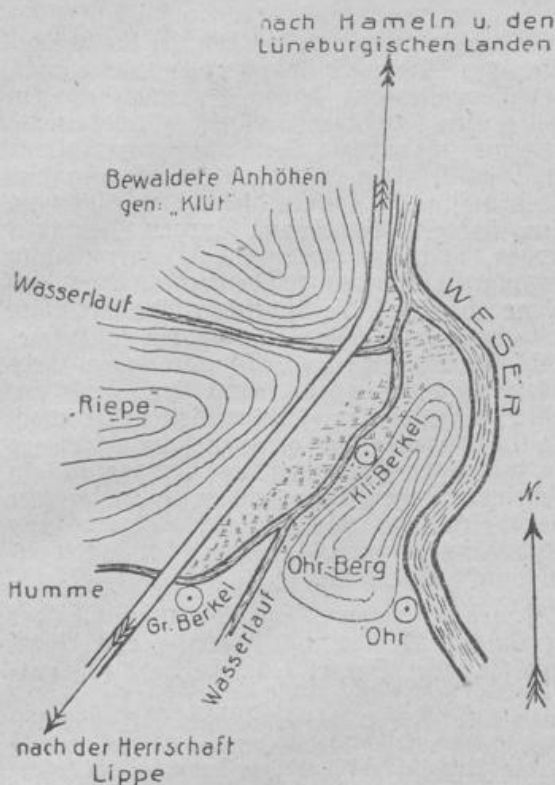
Wenn ich zur Beurteilung der gegenseitigen Macht- und Stärkeverhältnisse, Größe und Bevölkerungszahl der beiden Länder auch nichts anzugeben vermag, so wird der Umfang des Herzogtums dem der Herrschaft Lippe und ihrer Einwohnerzahl doch ganz bedeutend überlegen gewesen sein. Nach dem großen Länderverlust Herzog Heinrichs des Löwen durch die über ihn ausgesprochene Reichsacht im Jahre 1180 und seinen späteren, vergeblichen Versuchen, die alte Welfenmacht wieder herzustellen, mag die Gesamtgröße aller (3) braunschweigischen Staaten noch an 240 Quadratmeilen betragen haben, wovon der größte Teil auf das

Herzogtum Lüneburg zu rechnen ist. Dagegen war zufolge der beklagenswerten Landesteilung der ausgedehnten lippischen Lande im Jahre 1344 und deren Folgen, welche in den langen und ruhmvollen, für die Wiederherstellung des Gebiets von Simon III. geführten Kriegen kein glückliches Ende gefunden hatten (vergl. Falkmann „Beiträge zur Geschichte des Fürstentums Lippe“, Heft I, Seite 190 u. fl.) der Umfang des lippischen Staates im Jahre 1404 wenig größer als gegenwärtig, 22 Quadratmeilen. Hinzu traten damals Lippstadt, gewöhnlich Stadt Lippe genannt, und einige kleinere Enklaven. Die Machtmittel zwischen dem Herzog Heinrich und Simon III. waren sich also jedenfalls völlig ungleich. Simon selbst war in den letzten Jahren seines viel bewegten und geprüften Lebens schwer leidend und wenig mehr zur Wiederaufnahme kriegerischer Tätigkeit befähigt. An seiner Stelle treffen wir daher seinen Sohn Bernhard als Anführer der lippischen Krieger¹⁾.

Die Ursachen des herzoglichen Ueberfalls und dessen weiterer Verlauf stellen sich nun

¹⁾ Piderit berichtet in seinem weiter unten genannten Werk auf Seite 536: „Der Herr Batter — Simon — wird endlich unvermogen, er hat seinen Sohn Graf Bernhard als Gehilfen und Stadtherr angenommen.“

sich 1404 dem Jahre



Wie ihre Vorfahren, die Cheruster, über die rumänischen Legionen des Quintilius Varus, so müssen die lippeschen Ritter und Knechte über die Lüneburger hergefallen sein, ohne hierbei aus der Hand ihres Führers zu

diese im Rücken, sich in einen ungleichen Kampf eingelassen haben wird und das Treffen, nach dem Ort des Zusammenstoßes, dann als das Treffen am Oldenberg oder Oberberg benannt werden konnte. Dagegen berichtet der Geh. Oberjustizrat a. D. Otto Preuß in seinem Werk „Die baulichen Altertümer des lippeschen Landes“, S. 97, von dem Treffen am Ohrberge bei Hameln, ohne jedoch den Kampfplatz näher zu bezeichnen.

Leider ist es nicht bekannt, wo wir den Kampfplatz zu suchen haben, da wir nur wissen, daß am Ohrberg gekämpft worden ist. Wir müssen uns daher nach Anhaltspunkten umsehen, wo der Zusammenstoß stattgefunden hat.

Es erscheint zunächst ausgeschlossen, daß auf der Nord-, West- und Südseite des an 3500 Schritt langgestreckten Ohrberges zugleich gekämpft wurde, wozu die beiderseitigen Streitkräfte nicht zahlreich genug gewesen sein dürften. Auch würden in dem coupierten, durch Wiesen, Sumpf und die Humme geteilten Gelände die Krieger, deren Kampfweise noch vorzugsweise im Nahkampf lag, nicht handgemein haben werden können.

Von der Suche nach dem Kampfplatz kann noch besonders das im Norden und Nordosten des Ohrberges gelegene, an Weserwiesen, die Weser und die Humme angrenzende Gelände ausgeschieden werden. Es wäre höchst eigentümlich gewesen, wenn eine der

gefangen, denn die Herzoglichen wurden nicht nur völlig geschlagen, sondern auch der Herzog nebst vielen Edlen und Unedlen, wie es damals hieß, gefangen genommen. Leider fehlen uns, soweit nicht die Archive Aufschluß zu geben vermögen, alle näheren Berichte über das Treffen und des Herzogs Gefangennahme.

Da der Zweck des lippeschen Kriegszuges die Abweisung des Ueberfalls, erreicht war, die Edelherren auch nicht daran denken konnten, ohne fremde Hilfe den Krieg im Lüneburgischen fortzusetzen, wandte sich Bernhard wieder der lippeschen Grenze zu. Dennoch mußte man lippescherseits auf die Fortsetzung des Kampfes gefaßt sein, da, wie Piderit schon ausführt, der gefangene Herzog an den übrigen abgeteilten Herzögen von Braunschweig und an seiner weiteren mächtigen Verwandtschaft einen starken Rückhalt hatte. In richtiger Erkenntnis der Verhältnisse, verbot sich daher für den Edelherren Bernhard die Fortsetzung der Offensive.

Um den hohen Gefangenen in sicherem Gewahrsam zu halten und sich mit seinem Vater über des Herzogs ferneren Aufenthaltsort zu beraten, übergab Bernhard denselben den oben genannten lippeschen Ritters. Da diese wohl befürchteten, daß die zersprengten lüneburgischen Völker sich wieder ansammeln und einen Versuch zur Befreiung des Herzogs unternehmen könnten, brachten ihn seine Wächter bei Nacht und Nebel nach dem abseits gelegenen Dorfe Silberntorff. In dem Turm der dortigen Kirche mußte Heinrich während

Parteien sich in den Sack gelegt hätte, welcher hier gebildet wird durch die Weser, Wiesen und die Humme einerseits und den Ohrberg andererseits. Es verbietet sich dieses vielmehr durch die für Bewegung, Angriff und Verteidigung gleich ungeeignete Bodenbeschaffenheit, sowie endlich durch die engen Raumverhältnisse. Die Seite östlich des Ohrberges und der Weser kann für den Kampfplatz aber nicht in Frage kommen, da, wie schon gesagt, der Edelherr Bernhard die Weser nicht überschritten haben wird.

Es bleibt daher nur die Annahme übrig, daß der Ort des Zusammentreffens in der Nähe des Dorfes Klein Berkel oder im Süden des Ohrberges zwischen den Dörfern Ohr und Groß Berkel zu suchen ist. Ja, zieht man die Gefangennahme des Herzogs mit einem großen Teil seiner Macht unter Berücksichtigung des Geländes in Betracht, so dürfte der Zusammenstoß unweit des Dorfes Klein Berkel stattgefunden haben. Ich versuche den Nachweis.

Ein Blick auf die Karte zeigt hier, bei Klein Berkel, einen ca. 5000 Schritt langen und bis zu etwa 700 Schritt breiten Terraintreifen. Derselbe wird, in der Breite betrachtet, von der Humme und den Gebirgsausläufern der Riepe und des Klüt eingefaßt, während das eine Ende des Terraintreifens von der Weser und Wiesen, das andere von der Humme bei Groß-Berkel begrenzt wird. Die natürliche Bodenbeschaffenheit dürfte sich seit dem Jahre

drei Tage ein unfreiwilliges Quartier beziehen.⁷⁾ Indessen, die Lüneburger ließen nichts von sich hören, die lippeſchen Waffen hatten wohl zu ſchwer getroffen. Die Edelherrn konnten daher ungeſtört über die weiteren Maßnahmen gegen Herzog Heinrich beraten und es wurde beſchloſſen, ihn nach dem äußerſt feſten Schloß Falkenberg zu bringen. Dahin iſt der Herzog denn auch abgeführt und während neun Monate in engem Gewahrfam gehalten worden. Und gern wird man Piderit Glauben beimessen können, daß die Feſte mit vielen Offizieren und Soldaten wohl beſetzt worden iſt. Der Raum aber, in dem der Herzog ſeine Zeit zugebracht hat, wurde nach Piderit und noch zu deſſen Lebenszeit in den Ruinen der Burg unter dem Namen der Fürſtenkammer gezeigt.⁸⁾

Allein weder die Stärke des Falkenberges noch die weiteren lippeſchen Maßnahmen, welche man zur Abwehr des jetzt zu erwartenden Befreiungsverſuchs des Herzogs durch ſeine Verwandten getroffen haben wird, können als ausſchlaggebend für die Unterlaſſung

des Angriffs angeſehen werden, da die Machtmittel der Anhänger des Herzogs, wenn man in vollem Umfang davon Gebrauch machen wollte, den lippiſchen Kräften zu bedeutend überlegen waren.⁹⁾ Wenn auch der Falkenberg den feindlichen Angriffen widerſtanden haben möchte, ſo konnte dieſes doch nicht von allen übrigen lippeſchen Burgen erwartet werden, noch weniger war an einen Schutz des platten Landes zu denken. Die Annahme aber, daß die lippeſchen Edelherrn, im Falle es zum Äußerſten kommen ſollte, gedroht hatten, ſich an Leib und Leben ihres hohen Gefangenen zu vergreifen, erſcheint völlig ausgeſchloſſen. Es müſſen daher wohl Einflüſſe eigener Art geweſen ſein, welche es den mächtigen Freunden des Herzogs ratsam erſcheinen ließen, von einem Ueberzug der Herrſchaft Lippe mit Waffengewalt vorläufig Abſtand zu nehmen. Genug, der „Vergeltungszug“ unterblieb.

Dagegen erſchien, auf Veranlaſſung der herzoglichen Brüder und Freunde, eine Abgeſandſchaft bei Simon III., welche durch gült-

1404 wenig oder nicht geändert haben und an Stelle der Chausſee Groß-Berkel-Hameln vermittelte den Verkehr ein alter Kommunikationsweg, welcher vermutlich ſchon zu jener Zeit vorhanden war. Auf dieſem Wege dürfte das lippeſche Aufgebot anmarschiert ſein und, verſteckt in den bewaldeten Anhöhen der Riepe und des Klüt, die von Hameln ſorglos anrückenden Lüneburger überfallen und auseinandergeſprengt haben. Was dabei den lippeſchen Waffen nicht erlag, wird durch Wiefen, Sumpf, Waſſerläufe, bewaldete Höhen und Schluchten in der Verteidigung gehindert und gefangen worden ſein, während es dem Reſt glückte, ſich zu retten.

Weniger günſtig für einen Ueberfall und günſtiger für ein Entweichen der geſchlagenen Gegner ſtellten ſich die Terrainverhältniſſe ſüdlich des Ohrberges, zwiſchen den Dörfern Groß-Berkel und Ohr dar. Zwar erheben ſich ſüdlich des Ohrberges einige Bodenerhöhungen, jedoch die beſſere Möglichkeit des Entweichens auf dieſer Seite wird — wenn man die Karte weiterhin betrachtet — zugegeben werden müſſen. Ich nehme daher an, daß ſich die Niederlage der Lüneburger auf dem bezeichneten Terrainſtreifen in der Nähe des Dorfes Klein-Berkel vollzogen hat. Aber wenn man auch von der Abſicht eines Ueberfalls der Lüneburger, welcher wegen der lippeſchen Minderzahl immerhin geplant geweſen ſein kann, abſieht, es ſich also um ein zufälliges Zuſammentreffen gehandelt hat, dürfte, wenn man die Gefangenahme und die Unmöglichkeit des Rückzuges der Lüneburger im Auge behält, der Ort des Zuſammenstoßes am erſten auf dem bezeichneten Terrainabſchnitt bei Klein-Berkel zu ſuchen ſein. Für den Zuſammenstoß auf dieſer Stelle ſpricht endlich auch die Lage der lüneburgiſchen Lande und die Marſchrichtung, welche der Herzog mit ſeinen Kriegern genommen haben wird, um auf dem kürzeſten Wege in das Lipperland zu gelangen, während ihn keine erſichtlichen Interellen in die Nähe des

Dorfes Ohr geführt haben möchten. Freilich, die Möglichkeit, daß ſich die Niederlage der Lüneburger auf der Südſeite des Ohrberges vollzogen hat, bleibt beſtehen, nur vermag ich keinen Grund dafür zu entdecken.

Endlich könnte noch der kühnen Vermutung Ausdruck gegeben werden, daß die lippeſchen Streitkräfte von den öſtlichen Höhen des Klüt auf den heranziehenden Gegner einſtürzten und ihn zwingen, ſich entweder in die Wellen der Weſer zu werfen oder zur Flucht nach Norden und Süden zu wenden. Jedoch abgeſehen von Gründen, welche gegen den Angriff auf dieſem Abſchnitt ſprechen könnten (teilweiſer Platzmangel für die Verwendung der eigenen Streitkräfte, die Nähe Hamelns uſw.), weiſt auch die Nachricht, daß ſich die Niederlage der Lüneburger am Ohrberg vollzog, auf die größere Nähe dieſes Berges hin. Doch kehren wir zu dem Treffen ſelbſt zurück.

⁷⁾ Trotz allen Suchens unter Zuhilfenahme von Quellen aus dem 17., 18. und 19. Jahrhundert habe ich ein Dorf gleichen Namens nicht auffinden können. Sollte Silberntorff nach den Jahren, in denen Piderit ſchrieb, zerſtört oder ſpäter anders benannt worden ſein?

⁸⁾ Heut ſtreicht der Wind über die geringen Reſte der nie eroberten Burg. Für den Altertumsfreund und Patrioten iſt es gewiß bedauerlich, daß wenigſtens zur Erhaltung der für die Landesgeſchichte und den weitergehenden Ruhm der lippeſchen Waffen ſo intereſſanten Ruinen nichts geſchehen iſt. Der Falkenberg teilte in dieſer Richtung das Schickſal der meiſten übrigen Burgen bezw. deren Reſte im Staate Lippe.

⁹⁾ Außer des Herzogs Brüdern: Otto, Erzbischof von Bremen, und Bernhard zu Braunſchweig, zählte u. a. noch ſein Schwiegervater, Landgraf Hermann (der Gelehrte) von Heſſen, zu ſeinen Verwandten und Freunden.

liche Worte — dürfte wohl heißen: diplomatische Kniffe — versuchen sollte, den Herzog frei zu bekommen. Da in dergleichen Fällen, nach der Sitte der Zeit, die Abgesandten jedoch mit reichlichen Geldmitteln zu kommen oder doch über die zu zahlende bezw. zu hinterlegende Geldsumme für die Loslassung des Gefangenen vorher mit dem Sieger zu unterhandeln pflegten, die Abgesandtschaft hierzu aber keinen Auftrag besaß, wurde sie von Simon bald verabschiedet.

Nachdem des Herzogs Anhang einsehen gelernt hatte, daß den Edelherrn mit diplomatischen Künsten nicht beizukommen war, entschloß man sich zu anderen Schritten. Wohl hauptsächlich auf Zutun der Herzogin Heinrich, Margarete, geb. Landgräfin von Hessen, welche sich für die Befreiung ihres Eheherrn selbst bei Simon III. verwendet hat¹⁰⁾, ließen sich Vater und Sohn erweichen, Heinrich der Haft zu entlassen, allerdings nicht ohne ein hohes Lösegeld¹¹⁾ zu fordern und sich gegen einen späteren Racheakt zu sichern.

Den Wünschen und Absichten der Edelherrn entsprechend, kam folgender Urfehdebrieff, Piderit bezeichnet ihn als Transakt, zustande¹²⁾. Der Herzog Heinrich von Braunschweig = Lüneburg gelobt an Eidesstatt: 1. den „Grafen“¹³⁾ Simon und Bernhard zur Lippe ein Lösegeld von 100 000 Gulden zu zahlen und das Geld in ihren „Behorsam zu stellen“¹⁴⁾; 2. die Grafen zur Lippe und ihre Bande ferner nicht zu beunruhigen, die lippeischen Untertanen im Herzogtum Lüneburg ungehindert ein- und auspassieren, sie daran auch nicht durch dritte behindern zu lassen, sondern ihren Handel und ihr Gewerbe befördern zu helfen; 3. den Grafen zur Lippe für die Erfüllung der übernommenen Verbindlichkeiten

sichere und namhafte, den Siegern zusagende Bürgen vor der Entlassung aus der Haft zu stellen. Nachdem vermutlich auch die Bürgen die Urkunde unterschrieben, oder in schriftlicher Form und an Eidesstatt ihrer Bürgerchaftsübernahme Ausdruck gegeben hatten, ist Heinrich im Juli 1405 aus der Haft entlassen worden¹⁵⁾.

Ingrimm im Herzen und auf Rache sinnend, ritt, wie die Folge lehrt, der Welfe den Falkenberg herab, als Reichsfürst vermutlich von einer Ehrenwache begleitet bis zur lippischen Landesgrenze. Doch weder Ritters- noch Fürstenwort erinnerten den Herzog an seine Zusagen. Es berichtet nämlich Piderit nach Albert Cranß und Gerhard Kleinsorge: „Dagegen bedenkt der Fürst den Rat, sich vom Papst des getanen Eides lossprechen zu lassen. Also zieht der Fürst selbst gen Rom und handelt mit dem Papst Gregor XII., daß er ihn durch die päpstliche Macht von aller eidlichen Verpflichtung befreien wolle, mit angelobter Devotion, mit heiligen Werken als Almosen, Wallfahrten, geistliche Benefizien zu stiften, Messe zu hören und zu befördern, hinwieder zu verdienen. Der Papst nimmt Geschenke, Gaben, Geld und Gut, spricht den Fürsten von Lüneburg von seinem getanen Eide frei, ledig und loß und läßt ihn in Deutschland fahren.“

Als der Herzog wieder zu Hause eingetroffen war und den Bürgen von dem Dienst Gregor XII. Nachricht gegeben hatte, erinnerten sich dieselben dennoch ihrer Bürgerchaft im besonderen und der fürstlichen Ehre im allgemeinen. Sie drangen, miewohl vergeblich, in Heinrich, seinen Verpflichtungen gegen die Edelherrn nachzukommen und zahlten, als er sich weigerte, an die Edelherrn 25 000 Gulden¹⁶⁾.

wurde es ihnen bereits vor dieser Zeit von anderer Seite wiederholt beigelegt.

¹⁴⁾ Hiermit kann wohl nichts anderes gemeint sein als daß Herzog Heinrich, im Falle der Nichtzahlung durch ihn, selbstschuldnerische Bürgen zu stellen versprach. Vergl. Nr. 3 des Urfehdebriefes.

¹⁵⁾ Die Bürgerchaftsübernahme hat sich vielleicht nur auf die Bezahlung des ausbedungenen Lösegeldes erstreckt. Vergl. Anmerkung 16.

¹⁶⁾ Hiernach und wenn berücksichtigt wird, daß den Herren ihre Bürgerchaft höher stand als der päpstliche Dispens, andernfalls sie wohl auch nicht die 25 000 Gulden bezahlt haben würden, gelangt man fast zu der Vermutung, daß sich die Bürgerchaft nicht auf den ganzen Betrag der 100 000 Gulden erstreckt hat. Es ist dieses überhaupt eine Summe, welche, zumal in damaliger Zeit, als eine recht hohe bezeichnet werden darf. Sollte es sich etwa nur um 25 000 Gulden Lösegeld gehandelt haben? Allerdings wurde Simon III., als er in die Gefangenschaft des Grafen v. Tecklenburg gefallen war, ebenfalls ein sehr hohes Lösegeld auferlegt. Die Angaben sind verschieden; nach Falkmann betrug es sogar über

¹⁰⁾ So berichtet wenigstens v. Donop nach einem uralten Volksliede und man wird der Angabe Glauben schenken können, daß die Herzogin sich für ihren Gemahl bei Simon verwendete. Es wäre nun interessant, wenn das Handschreiben der Herzogin, vermutlich hat es sich dabei um ein solches gehandelt, noch im Detmolder Archiv vorhanden wäre. Dasselbe gilt von der Urkunde, von deren Inhalt uns Piderit Kenntnis gibt, und wovon gleich die Rede sein wird.

¹¹⁾ Vergl. Lösegelder vertraten gleichzeitig einen Teil der Kriegskosten, welche auch heute noch der besiegte Teil zu zahlen hat.

¹²⁾ Leider fehlen Urtext und Datum, da Piderit wohl nicht selbst die Urkunde gesehen hat, auch für den Fall, daß dieselbe noch vorhanden ist oder zu Piderits Zeit noch vorhanden war.

¹³⁾ Das Grafenprädikat, welches ursprünglich einen kaiserlichen oder königlichen Beamten bezeichnete, wird von den lippischen „Edlen Herren“, dieses vorzüglicheren Prädikats wegen, vor dem Jahre 1528 meines Wissens selbst nicht gebraucht. Dagegen

Unterdessen war das Jahr 1407 herangekommen. Aber weit entfernt, den Haß des Herzogs abzukühlen, hatte er von dem schwachen Kaiser Rupprecht, unter Hinweis auf den päpstlichen Dispens, eine „Proskription“ und Achtserklärung gegen die Edelherrn zur Lippe zu erwirken verstanden und in dem genannten Jahre den Krieg gegen die Herrschaft Lippe eröffnet.

Mit einem stattlichen Heere überschritt der Herzog die Weser und brach siegend in das Lipperland ein. Da die kaiserliche Achtserklärung der Beteiligung am Kriege gegen die Edelherrn keine Schranken zog, sowie um auch die Schmach, welche dem Herzog vermeintlich angetan war, abzuwaschen, schloß sich ihm, schneller oder langsamer, seine vornehme Verwandtschaft mit Heeresmacht an. Beute und Raublust mögen ferner manchen von den weiter unten genannten und auch ungenannten Herren zur Teilnahme an dem Kriegszug veranlaßt haben.

Das nächste Ziel für Heinrich war die Eroberung und Zerstörung der Falkenburg, als des festesten Stützpunktes im lippeschen Lande. Allein die Feste widerstand allen Angriffen. Der Herzog zog daher gegen das nahe gelegene Städtchen Horn und es muß hier, nach Piderit, in der Tat gewaltig viel Kriegsvolk vereinigt worden sein. Am Tage Jakobi¹⁷⁾ des genannten Jahres lagen, außer dem Herzog selbst, vor der kleinen Stadt seine Brüder: die Herzöge Bernhard zu Braunschweig und Otto zu Göttingen¹⁸⁾, der Landgraf und Schwiegervater des Herzogs: Hermann von Hessen, der Bischof Wilhelm von Paderborn (Herzog von Berg und Graf von Ravensberg), Graf Adolf XIII. von Schaumburg (Schaumburg), Graf Otto von Hoja, Graf Nikolaus von Tecklenburg, die beiden Grafen Heinrich und Adolf von Waldeck,

Bischof Otto von Verden, Friedrich Markgraf von Meissen, der Erzbischof von Bremen und andere Ritter und Herren mit ihren Völkern¹⁹⁾.

Da konnte wohl selbst mächtigeren Fürsten, als den lippschen Edelherrn, unheimlich zu Mute werden. Aber weder bei dem alten Helden Simon III. noch dem Sieger Bernhard, scheint sich eine Spur von Mutlosigkeit gefunden zu haben. Gelehrt von den dicken Mauern des Städtchens, setzte die Horner Bürgerschaft, unter dem Bürgermeister Johann Langenberg, den Angriffen einen rühmlichen, dreiwöchentlichen Widerstand entgegen. Endlich drohte die gewaltige Uebermacht zu siegen. Um Mord und Brand, das gewöhnliche Ende einer Belagerung in jener Zeit, von der Stadt abzuwenden, kapitulierte dieselbe gegen Bezahlung von 453 Mark Silber. Hierauf richteten sich der Herzog und seine Genossen in einem besetzten Lager um und in Horn ein.

Wo Simon und sein Sohn Bernhard sich während dieser Zeit befanden und welche besonderen Maßnahmen sie etwa getroffen haben, darüber verlautet nichts Bestimmtes. Auch im weiteren Verlaufe des Krieges traten beide Herren nicht hervor. Soweit wir Vater und Sohn aber kennen gelernt haben, werden sie keinesfalls müßig gewesen sein²⁰⁾. An einen Kampf im offenen Felde, zur Vertreibung der Gegner, oder an eine Belagerung und Zurerobierung von Horn war, bei der Zahl der Feinde, nicht zu denken. Die Aufgabe der Edelherrn wird daher ausschließlich defensiver Natur gewesen sein. Vermutlich wird Bernhard, nach Erkundung über den etwaigen Aufbruch des Feindes, sich unter starker Bedeckung zu Inspezierungs- und Verteidigungszwecken nach den nächstgelegenen, landesherrlichen Burgen begeben haben, da auch die Burgen

100 000 Taler. Die Meinung Piderits, ohne Quellenangabe, daß die Bürgen für den Rest (also 75 000 Gulden) den Herzog allein verantwortlich gemacht haben und dergl. Worte mehr, sind natürlich nicht entscheidend. Möglich, daß der nach Piderit mitgeteilte Inhalt des Urfehdebriefes dem Urtext desselben nicht völlig entspricht; Piderit wird den Urtext eben nicht gelesen haben.

Leider verlautet nichts über die Namen der Bürgen, es könnte aber des Herzogs Schwiegervater, Landgraf Hermann der Gelehrte von Hessen, darunter gewesen sein. Die hessischen Archive dürften daher vielleicht über den Inhalt des Urfehdebriefes bezw. die Namen der Bürgen Aufschluß geben, überhaupt über die interessanten Vorgänge mehr Licht verbreiten können.

¹⁷⁾ Bekanntlich gibt es zwei Apostel dieses Namens, denen in der katholischen Kirche der 1. Mai und 25. Juli gehört. Welcher Tag nun gemeint ist, läßt sich, wenigstens vom Fleck weg, nicht entscheiden. Dieses könnte wohl nach den Akten der Stadt Horn möglich sein.

¹⁸⁾ Dieser Otto kann kein Bruder Herzog Heinrichs gewesen sein. Heinrich Bruder: Otto war Erzbischof von Bremen, bis 1407. Der Todestag ist mir unbekannt. Es bleibt jedenfalls fraglich, ob der gleichfalls im Kriegszug gegen die Edelherrn genannte Erzbischof von Bremen Heinrichs Bruder: Otto, oder schon dessen Nachfolger im Erzbistum war.

¹⁹⁾ Piderit nach einem „Extract“ aus dem Stadtbuch von Horn. Ob wohl die genannten Herrn alle in Person anwesend waren?

²⁰⁾ Nach einer Andeutung bei Piderit, Seite 544 unter V, waren die Edelherrn mit den Grafen von Eberstein in ein Bündnis getreten. Auf die Grafen Eberstein soll sich, nach derselben Stelle, die kaiserliche Achtserklärung ebenfalls erstreckt haben. Vergl. auch Falkmann, Seite 84. Unter den, gleichfalls nach Piderit, „anderen Conföderirten“, dürften wohl nur die Gebrüder von Rheden zu verstehen sein, da an keiner anderen Stelle verlautet, daß die Edelherrn weitere Bundesgenossen besaßen.

den Zweck der Festungen (Städte) hatten. Auch ist die weiter unten gedachte Defensivrichtung im Amte Blomberg, höchstwahrscheinlich seiner Einwirkung zuzuschreiben. Der kränkliche und nicht mehr felddienstfähige Simon III. dürfte sich in einer der Burgen befunden haben.

Im Besitze von Horn und eines befestigten Lagers und hierdurch zugleich des umliegenden platten Landes, glaubte der Herzog Heinrich von den Edelherrn die Entbindung von seinen, im Jahre 1405 unter dem Druck der Gefangenschaft eingegangenen eidlichen Zusagen ertrogen zu können. Er scheint dieserhalb mit Simon III. oder Bernhard in Verbindung getreten zu sein. Der Herzog beantragte seine Loslassung von dem Eide und die Befolgung der päpstlichen und kaiserlichen Anordnungen von Seiten der Edelherrn, die Entlassung der Bürgen aus ihrer Verpflichtung²¹⁾, eine Kompensation der erlittenen Schäden, sowie die Aufhebung der Verträge zwischen den Edelherrn und ihren Verbündeten. Ferner forderte der Herzog die Einräumung der Falkenburg, damit sie zum ewigen Gedächtnis „nicht diruirt und geschleift“ würde, das Versprechen, sich an ihm und den lüneburgischen Landen nicht zu rächen, sowie endlich die Stellung einer Kaution für die Innehaltung der eingegangenen Verbindlichkeiten und die Errichtung eines Friedensbundes unter den Parteien, an welchen (Friedensbund) in allen etwa weiterhin vorkommenden Streitfällen zu appellieren sei.

In der Tat, so konnte nur der Bezwiner des Landes sprechen. Simon und Bernhard wiesen daher auch die herzoglichen Forde-

rungen zurück. Der Herzog beschloß hierauf, die Okkupierung der Herrschaft Lippa fortzusetzen. Man breitete sich also weiter aus. Gleichzeitig wurde die Wegnahme der Stadt und Burg Blomberg beschlossen, worin sich Simon III. aufgehalten haben soll. Hier, im Amte Blomberg, wird es vermutlich zu einigen für den Herzog ungünstigen Zusammenstößen mit der lippeischen Kriegsmacht gekommen sein, denn das „vergrabene und viele Holz, das durcheinander geflochten und verwachsen war“ (Landknits) sowie die Anlage vieler Gräben, dürften allein, wie Biderit annimmt, die herzoglichen Soldaten nicht verschreckt haben. Bolzen und Pfeile, vielleicht auch Kugeln aus Faustrohren, abgeschossen hinter natürlichen und künstlichen Deckungen (Verhauen usw.) und Ueberfälle, werden zu dem schließlichen Rückzug der Gegner beigetragen haben. Dagegen hausten die feindlichen Völker auf das Schimpflichste, wohin sie kamen.

Ich bin der Ansicht, daß bereits vor dieser Zeit die Mehrzahl der Verbündeten des Herzogs, möglicherweise unter dem Druck des schlechten Gewissens, den Rückmarsch angetreten hatte. Zu dieser Ansicht bestimmt mich nicht nur der geringe gegnerische Erfolg in diesem letzten Abschnitt der Fehde, sondern auch die Nachricht bei Biderit, daß der Herzog die Stadt Horn nicht zu halten vermocht hatte, und da Biderit am Ende seiner Beschreibung der Fehde, auf Seite 545, nur noch von dem Herzog und seiner Soldateska berichtet. Als es in der Umgebung nichts mehr zu rauben, zu sengen und zu essen gegeben haben wird, verließen der Herzog und seine Völker das lippeische Land. Der Ruhm der Lippeischen Waffen hatte aber durch den Einfall nicht gelitten, im Gegenteile.

Möchte jemand, dem die Archive geöffnet sind, diesen gewiß interessanten Abschnitt aus Deutschlands innerer Geschichte auf Grund urkundlicher Quellen usw. besser beschreiben und evtl. Irrtümer berichtigen, dann wäre der Zweck dieser Zeilen erreicht.

Zu den Volksliedern:

„Lippe-Detmold, o du wunderschöne Stadt“.

A. Wehrhan, Frankfurt a. M.

Die verschiedenen Ergänzungen, die aus mehreren Gegenden zu obigem Volksliede geliefert werden können, zeigen, daß das Lied keine örtliche Begrenzung hat, sondern, wie alle echten Volkslieder, überall und nirgends zu Hause sind. In der „Memannia“, VII, 1906

S. 156, wird festgestellt, daß das Lied auf verschiedenen Universitäten (Marburg, Göttingen, Berlin) bekannt ist und dort häufig in studentischen Kreisen gesungen wird. Danach ist schon anzunehmen, daß es auch auf anderen Hochschulen anzutreffen ist. Herr E. Röhr-

scheidt teilt auch a. a. O. mit, daß er es in einer Buchhandlung Berlins in der Markgrafenstraße als Gassenhauer gedruckt ausgelegt gefunden habe. Ein solcher Druck läßt sich vielleicht noch aufreiben, womöglich bietet er weitere Anhaltspunkte. Die Noten sollen mit den in diesen Blättern gegebenen nicht ganz übereingestimmt haben, während mir von anderen Seiten die Versicherung geworden ist, die Melodie stimme genau.

Auch in Halle soll das Lied von den Studenten fleißig gesungen worden sein, wie jemand, der dort studiert hatte, mitteilen konnte. Ein Detmolder Student habe es nach dort mitgebracht. Der fahrende Scholar könnte das Lied ja vielleicht von Heidelberg aus, auch nach Mudau, in den Odenwald, gebracht haben. Womöglich gibt es für das Vorkommen des Liedes in letztgenannter Gegend noch eine andere Erklärung, da hierhin das lippische Bataillon im Kriege 1866 kam. Die jangesfreudigen lippischen Soldaten können das Lied sehr wohl dort hingebraucht und eingebürgert haben; der volkstümliche Text, die leichte, flotte, marschmäßige Melodie prägen sich ja fast jedem sofort unverlierbar ein.

Auch im Lippischen ist das Lied nicht unbekannt; es soll sogar häufig gesungen sein. Ich selber glaube es von Soldaten der Detmolder Garnison auf ihren Marschen gehört zu haben.

Abweichungen von dem in Nr. 2 von 1906, S. 14 dieser Blätter gegebenen Texte kommen, wie bei allen echten Volksliedern, auch bei unserem Liede vor. Die mir von verschiedenen Seiten aus bekannt gewordenen bzw. mitgeteilten Abweichungen mögen hier Platz finden:

Strophe 1:

Eine wunderschöne Stadt.

Strophe 2:

Wohl vor des Hauptmanns Haus,
Sieh, da schaut der Hauptmann zum Fenster
raus.

Strophe 3:

Dann geh' man gleich zum Feldwebel hin.

Strophe 4:

Ei da liegt er schon und schreit so sehr,
Weil er erschossen ist.

Strophe 5:

Schreib du's einen Brief an meiner Braut,
Daß ich geschossen bin.

Strophe 6 (neu):

Womit soll ich denn schreiben ihr,
Kein Tinte, Feder, kein Papier.

∴ Schneide du's einen Finger von meiner
Hand

Und schreib mit meinem Blut. ∴

Strophe 7:

Seine Seele ist bei Gott,
Wo die Kanonen steh'n.

Durch die Freundlichkeit des Herrn Lehrer A. Rützemeier in Heiden erhielt ich außer einigen anderen Mitteilungen auch den Wortlaut der 6. (neuen) Strophe in folgender Fassung:

„Ich hab' keine Tinte, keine Feder nicht,
Womit ich schreiben kann.“

∴ „Tauche du deine Feder in mein rot's
Blut ∴

Und schreib' auf weiß Papier.“

Herr Röhrscheidt behauptet in der „Allermannia“, das Lied solle ein Hohngedicht auf Lippe sein, da z. B. das „ich“ als „i—ch“ also gleich „ig“ in lippischer Aussprache, zu singen ließe. Doch erscheint mir seine Ansicht mehr als fraglich, schon wegen der weiten Verbreitung des Liedes.

Literarisches.

Handbücher zur Volkskunde. Wilhelm Heims, Verlag, Leipzig. Der Preis beträgt pro Band: 2.— M. broch., 2.75 M. eleg. geb. Bisher sind u. a. erschienen: Band 1: Wehrhan, Karl, Die Sage. Oktav. (VIII, 162 S.) Inhalt: Zur Geschichte der Volksagenforschung. — Begriff und Wesen der Sage. — Die Ethik der Sage. — Bildung und Entstehung der Sage. — Die Wanderung der Sage und der Sagenzüge. — Das periodische Auftreten der Sage. — Geschichte und Sage. — Legende. — Mythologie und Sage. — Die mythischen Wesen der Sage. — Die Pflanzen in der Sage. — Die Tiere in der Sage. — Form und Anordnung der Sagen. — Literatur der Sagensammlungen. — Band IV. Wehrhan, Karl, Kinderlied und Kinderspiel. Oktav. (VIII, 189 S.) Inhalt: Zur Geschichte der Kinderlied- und Kinderspielforschung. — Zum Wesen des Kinderliedes und Kinderspiels. — Die Arten der Kinderlieder und Kinderspiele. — Kinderlast früherer Zeiten. — Untersuchungen über einzelne

Lieder und Spiele. — Die Bedeutung der Kinderlieder und Kinderspiele für Kulturgeschichte und Mythologie. Die Bedeutung der Kinderlieder und Kinderspiele für die Erziehung. Ursprung und Umwandlung, Verbreitung und Uebereinstimmung der Kinderlieder und Kinderspiele. — Die Form der Kinderreime; Metris, Reim, Rhythmus. — Die Musik der Kinderlieder. — Die Kinderreime nach der sprachlichen Seite. — Geschichtliche Erinnerungen in den Kinderreimen. — Zur Sammlung der Kinderlieder und Kinderspiele. Literatur. — Ueber diesen Band schreibt z. B. die Kölnische Volkszeitung: . . . Diese Einzeldarstellungen des so weit verzweigten Gebietes der Volkskunde zeichnen sich aus durch klare Darstellung und übersichtliche Anordnung des Stoffes, vor allen Dingen aber durch eine ausführliche Bibliographie des jeweilig behandelten Gebietes. Sie sind für Laien und Fachleute gleich wertvoll. Dr. A. Brede, Oberlehrer (Köln).



Blätter für lippische Heimatkunde.



Beilage der Lippischen Landes-Zeitung.
Druck und Verlag der Meyer'schen Hofbuchdruckerei in Detmold.
Verantwortliche Leitung: Max Stuercke in Detmold.
Die Abonnenten der Lippischen Landes-Zeitung erhalten die Blätter kostenlos.
Im größeren Abdruck werden sie auf bestem Papier für 1/30 Mark vierteljährlich abgegeben.



Nr. 2.

1910.

11. Jahrgang.

Inhalts-Verzeichnis.

Alte Feierlichkeiten in Blomberg. Von K. Wehrhan
Frankfurt a. M.
Eine heitere Episode aus der Geschichte unseres
Landes in frühen Zeiten. Von A. Anze.

Arminius und Siegfried. Von Prof. Dr. Hermann
Machau, Brandenburg a. H.
Beitrag zur Geschichte des lippischen Garnhandels
aus dem Jahre 1603. Von K. Wehrhan, Frank-
furt a. M.

Alte Feierlichkeiten in Blomberg

bei Einführung eines neuen Pfarrers und bei Schulvisitationen.

Aus den Akten mitgeteilt von K. Wehrhan, Frankfurt a. M.

Gelegentlich verschiedener Aktenstudien, die ich vor einigen Jahren in Verfolg schulgeschichtlicher Zwecke machte, fand ich in den Kirchenakten des Stadtarchivs der Stadt Blomberg u. a. auch die unten folgenden kulturhistorisch interessanten Mitteilungen über die Einholungen, Introduktionen bezw. Einführungen der Pastoren, deren Stellung gerade in Blomberg als einer früheren Residenz eine vor anderen Ortschaften wohl bevorzugte sein mochte. Allerdings beziehen sich die hier gemachten Angaben vorzugsweise auf das 17. und 18. Jahrhundert, als schon längst kein Graf mehr in Blomberg residierte, aber aus alten Gewohnheiten mag bis dahin mancherlei erhalten geblieben sein.

Bei einer Introduktion fand zugleich eine Visitation der Schulen statt, die durch den Superintendenten, einigemal durch den Generalsuperintendenten vorgenommen wurde. Dieser bezw. jener wurde jedesmal mit 4 Pferden abgeholt. Ob die schlechten Wege es notwendig machten, ein Doppelgespann zu verwenden, können wir nicht sagen, wahrscheinlich geschah es, um den betreffenden Herren eine besondere Ehre zu erweisen. Der neue Pfarrer selbst wurde mit seinen „Meubles“ ebenfalls eingeholt, was die Eingepfarrten vom Lande besorgen mußten, die sich allerdings verschiedentlich weigerten, es zu tun, so 1748. Nach einer solchen oben erwähnten Visitation und Introduktion fand eine feierliche „Gesellschaft“, ein

großes Mahl, statt, bei dem es hoch herging und zu der von jeher eine Reihe der ersten Leute der Stadt geladen wurde und ferner diejenigen, die durch ihr Amt mit der Kirche und Schule in Verbindung standen. Wurde einer von diesen nicht geladen, gab es gewöhnlich große Schreieereien, um sich dies althergebrachte Recht der Teilnahme an dem opulenten „tractament“ ausdrücklich vorzubehalten.

Die erste Mitteilung über ein solches Essen findet sich in einer Rechnung, die der Kirchendecher (Kirchenkassenverwalter) 1691 aufgestellt hat und die hier wörtlich folgen möge:

„Rechnung Wegen introduction S. Pastoris Gellern vndt visitation.

Den 2ten july 1691 Bey des Neuen S. Pastoris introduction, wie auch zugleich visitation ist

1. Verzehret an speiße	7 thlr. 7 Mgr. 1½ s
2. An Hämlische Bier: Zwei Tonnen vndt acht vndt vierzig maas, thun	5 „ 12 „ 0 „
3. Von dem Kellerlangen [Lange, der Wirt des Ratstellers] drey maas wein vndt einen halben ohrt, für einen groschen brantwein	0 „ 35 „ 3½ „
4. Vor Dieners BierZehn maas Blombergisch hier	0 „ 9 „ 7 „

5. An brantwein drey maas ein ohr, item 6 bezgl., drey pfennig, facit	0	thlr.	26	Mgr.	0	3
6. Vor discretion an das Hausgesinde	0	"	6	"	0	"
7. Vor ein Pfund Liechte	0	"	6	"	0	"
8. Vor das Holz	0	"	14	"	0	"
9. An Habern undt Getr plus minus	1	"	0	"	5	"
10. Vor Zucker in brante- wein	0	"	2	"	0	"
11. Vor pfeiffen undt tobac	0	"	11	"	0	"
12. Vor Weineffig	0	"	2	"	0	"

Sa. 16 thlr. 23 Mgr. 0 3

Ueber diese 16 thlr. 23 Mgr. sind noch An Herrn Superintendenten 3 Thlr. gegeben, welche mir nicht angehen. (Im Original steht statt der Zahl 16 Thlr. irrthümlicherweise 15 Thlr.)

Der Eingeführte war ein Pastor Geller. Das erwähnte „Hämlische Bier“ stammte aus Hameln und wurde seiner Güte wegen dem in Blomberg selbst gebrauten Bier (s. u. Nr. 41) vorgezogen, weshalb auch nur die eigentlichen Festteilnehmer davon bekamen. Eigentümlich lautet Punkt 6 an, bei dem erwähnt wird, daß das Hausgesinde 3 Mgr. Schweigegeld bekommen habe. Ob das nötig war? Vielleicht, denn schon die Menge der Getränke könnte uns schließen lassen, daß die Stimmung zuletzt eine sehr gehobene war.

Bei einer 1726 zu Ehren des einziehenden Pfarrers Curtius stattgefundenen Einführung wurde vorher eine Schulvisitation abgehalten, bei der von „Herrn Vineator [dem damaligen älteren Prediger] einige Kinder gefragt wurden, dennegit von dem Hiddenhäusischen Schulmeister [Landbezirk] undt darauff von dem Organisten, womitt der actus beschlossen.“ Die Visitation war, nach dem Umfange der Akten zu schließen, jedenfalls mehr Nebensache, viel eingehender wird uns der Verlauf der nachfolgenden Mahlzeit geschildert: „... . Zu der mahlzeit wurde anstatt auf der wehnde gemacht und Küster Meyers Tochter unter des Kirchendechan frauen schwester Ehrrn Schönefelds direction undt aussicht, undt wurde ein mahl mit 7 schüßeln aufgetragen [7 Gänge]: 13 mahlwein waren von Lemgo gehohlet und 19 (?) maas von dem Keller [Ratskeller] und der Brachtewein brutellenweise von dem Krüger gehohlet.

Der Superintendent mit seiner Frauen und Doctor Cöstering mit seinem sohne undt Tochter logierten bey Vineator, speiften auch daselbst die suppe [sc. das Abendessen]. weillen nun diese mit genöthiget werden mußtten, so wurde auch das Bürgermeisters und Ehrrn Vineatoris Frau dazu genommen, der Herr Droß ward genöthiget, excusirte sich aber. Es speiften also Vorbenante, Consul, Secretarius, alle Vessitzer und Kirchendechen, Rector und Cantor. Der Küster, Organiste undt Hiddenhäuser schulmeister wartet auff, nebst den beyden Stadtsdienern“

Daß die genannten Lehrer bei Tische aufwarten mußten, ist für jene Zeit wohl begreiflich. Nur die beiden ersten Lehrer, der Rector und Cantor, nahmen an dem Essen teil, ihre Stellung war überhaupt von jeher eine bessere, wahrscheinlich schon deshalb, weil von beiden bei der Wahl der Nachweise eines wissenschaftlichen Studiums verlangt wurde. Der Cantor führte auch den Titel Konrektor, da er

an der Rectorialschule ebenfalls Unterricht erteilen mußte.

Ueber solche Festlichkeiten, die damals im Schwünge waren, schrieb die Lippsche Kirchenordnung von 1684 in Kapitel XXIV, § 37, folgendes vor:

„Betreffend die Mahlzeit, so bei der Visitation wird angestellet, welcher nächst Superintendenten ex Magistratu in den Städten, auf dem Lande aber die Beamte, auch Pastor oder Pastores loci, und dann die Kirchen- und Armendechen, auch zweien der ältesten Presbyterorum beizuwohnen, wird die selbe gehalten zu solcher Stunde, als nach des Superintendentis Gutachten die Visitationssachen bestzulassen, und soll diese Mahlzeit ohne allen Ueberfluß mit allermindest Beschränkung der Kirche, in aller Mäßigkeit und Nüchternheit gehalten, auch jedesmal, was darauf gehet, von Post zu Post von den Dechen richtig angezeichnet und folgendes Jahr in Rechnung gebracht, nichts aber in derselben passiret werden, als was die geziemende Nothdurft unvermeidlich erfordert anzuwenden.“

Die Kirchenordnung von 1571 hatte noch keine Bestimmungen über die Mahlzeiten getroffen. Wie sehr die Ermahnung zur Beschränkung notwendig war, sehen wir aus den noch weiter unten folgenden Mitteilungen, die uns zugleich zeigen, daß der Kirchenordnung in diesem Punkte wohl nicht die gewollte Beachtung geschenkt wurde.

Eine andere Einführung wird uns vom 28. März 1758 mitgeteilt, die wir hier wörtlich folgen lassen:

„Ist auf des Herrn Superintendentens Exp-Brockhausen Ansprechen, nachdem Tages vorher derselbe mit 4 Pferden in seiner eigenen Chaise von Brate abgeholt worden, die introduction mit Herrn Friedrich Engelberth Plesmann, gewesenen Rectoris zu Salzuflen vor sich gegangen, und sind zu Gästen auf die Wehme gebedten Herr Rittmeister von Piderichs Hochwohlgeboren mit der Frau Gemahlin, und der Frau von Losbergen, Herr Landdrost Gerstein (?), so aber sich excusiren laßen, die Herren Bürgermeister Sobbe, Piderit und Geringlake, letzterer mit dessen Frau, und Herr Bürgermeister Piderit mit dessen Schwester, die aber beyde dem tractement nicht begehewohnet, die beyden Herren Predigers mit ihren Frauen, und verrichteten letztere das Essen ohne Koch, dazu Herr Rector, Cantor und beyde Kirchendechen. Der Küster, Organist und die beyden Stadtsdiener warteten auf.“

Während also in dem früheren Falle des Küsters Tochter die Küche versehen und das Essen zubereitet hatte, taten das diesmal die beiden Pfarrfrauen „ohne Koch“. Sehr interessant ist jedenfalls für viele die Speisenfolge dieser Mahlzeit, die wir im folgenden mitteilen:

„Erster Aufsch:“

- 2 Schüßeln mit Suppe undt
- 2 mit Hünnern,
- ein süß Rindfleisch mit Spinat Kohl,
- einen Schinken mit Sauren Kohl.

Zweiter Aufsch:

- 2 Torten,
- 2 Schüßeln mit Karpfen
- (eine mit gelber sauce und die andere
- Blau abgekocht),
- eine wildpreis Brate und
- eine Kalbes Brate,
- eine Schüssel mit Salat
- und die andere mit zquetschen.

Dritter Aufsat:
einen Strengeln,
einen Rost Kuchen,
eine Schüssel mit Krebsen,
ein Teller mit neunaugen,
Zwey tellers mit Butter,
einen mit Käse."

Jedenfalls stellte dieses Menu, wenn es ganz „durchgeessen“ werden sollte, an den Magen der Traktamentsteilnehmer nicht geringe Ansprüche. Man hatte das Beste und Seltenste aufgetischt, was zu haben war, so waren am 28. März sicherlich Spinat und Salat raritäten.

Dass die ganze Geschichte kostspielig war, brauchen wir wohl nicht zu erwähnen. Darum schreibt auch der Kirchendecke am 21. August 1781 nach einer ähnlichen Festlichkeit mit einem ganz ähnlichen und mindestens ebenso opulenten Menu: „dass eine solche Veränderung der Prediger . . . der Stadt und Kirche nach einem Durchschnitt von mehreren Fällen jedesmal über 100 Thaler“ gekostet habe, was gewiß sehr glaubhaft erscheint.

Als am 9. September 1810 bei der Introduction des Predigers Arnolds auch ein Essen abgehalten wurde, hatte man „die von der Schule“ nicht geladen. Diese sahen es aber als ein Recht an, der Festlichkeit beizuwohnen und präsentierten darum am anderen Tage dem Kirchendecke eine Quittung von 1 Taler für jeden für die entbehrte Mahlzeit, doch wurde sie zurückgegeben. Auch der Kantor, der früher immer geladen war, war für diesmal übergangen worden. Die in ihrem Recht sich gekränkt fühlenden beriefen sich auf Kapitel XXVI der Kirchenordnung von 1684, in der es § 38 heißt: „Küster, Schuldiener, Organisten, Cantanten, welche wegen der Kirchen bemühet werden, aufzuwarten, sollen auch zwar mit Speise und Trank nach ehrbarer Nothdurft hiebei [der Einführung- und Visitationemahlzeit] verpflegt werden, aber ohne alles übertätiges Gezeck und Schwelgelach, sich mäßig und nüchtern halten und nicht bis in die tiefe Nacht zusammen sitzen bleiben, sondern bei guter Abendszeit jeder seines Weges heimgehen.“

Aber die ganze Sache des Rechtsstreites war jedenfalls den Beteiligten so wichtig, daß er über ¼ Jahr beim Magistrat und Räte der Stadt anhängig war, der dann endlich folgenden Beschluß faßte, mit dem sich die Betreffenden zufrieden gaben: „ . . . Da der jetzige schlechte Zustand der Kirchentasse alle möglichen Ersparungen zur Pflicht macht und deswegen diesmal auch andere Personen, welche sonst wohl zu dem Gastmahl bei Einführung der Prediger geladen worden sind, aber übergangen werden mußten: so stehet zwar dem Gesuch der Herren Schulkollegen nicht zu willfahren, jedoch wird ihnen ihr etwaiges Recht bei zu hoffender Verbesserung des Zustandes der Kirche für künftige ähnliche Fälle hiermit vorbehalten . . .“

Allmählich waren ja auch die Zeiten anders geworden. Schon die politische Lage erforderte, alle Aufmerksamkeit auf Einschränkung unbedingt notwendiger Ausgaben zu richten, der Lehrerstand war auch im Begriff, den ersten bestimmten Schritt zur Verbesserung seiner Standesstellung zu tun — hatte ihn vielmehr schon gemacht, wenn man das Steigen seines Ansehens auch in vielen Fällen nicht beförderte; es wäre auch gewiß des Lehrers nicht würdig gewesen, noch Aufwartedienste zu verrichten.

Am Anfange des 19. Jahrhunderts kamen die Festlichkeiten allmählich mehr und mehr in Abnahme, wenigstens hörten übertriebene Aufwendungen nimmehr zu den Seltenheiten. In vielen Fällen legte die durch lange Kriegsjahre verursachte finanzielle Nothlage den Gemeinden eine Beschränkung auf, vor allem hat auch der Generalsuperintendent Weerth — für gewöhnlich wurden die Visitationen und Introductionen ja nur durch einen der Superintendenden abgehalten — dahin gewirkt, allen Prunk bei den so ernstesten Begebenheiten und damit auch solche Feiern fernzuhalten. Ferdinand Weerth, der Freund und Berater der Fürstin Pauline, die die Zügel der Regierung von Lippe mit männlicher Energie und Entschlossenheit führte, legte vor allem wieder das Hauptgewicht auf die Visitation selbst und „der actus“ war bei ihm nicht so bald geschlossen als in dem oben erwähnten Falle von 1726. Bei seinen Revisionen wurde nicht gefeiert und den von wohlmeinenden Pfarr- und Superintendentenfrauen sorgsam bereiteten Mahlen nicht mehr Zeit und Aufmerksamkeit gewidmet, als Bedürfnis und Artigkeit es unbedingt erforderten. Es ging von einer Schule in die andere, und die mitziehenden Prediger und Lehrer mußten gute Fußgänger sein. Weerth war dabei unermüdet, und wenn in einer Schule alles nach seinem Sinne ging; wenn er es mit einem geschickten, fleißigen, strebsamen, treuen und eifrigen Lehrer zu tun hatte, einem Lehrer, auf welchen die anwesenden erwachsenen Interessenten des Schuldistrikts glaubten stolz sein zu dürfen, dann war dies eine große Freude für ihn. Er liebte überall eben nur das Natürlich-Einfache. Alles Brunk und Parademachen war ihm zuwider, Wenn er aber von einem waderen Prediger wußte, daß er sich das Wohl seiner Lehrer und Schulen angelegen sein ließ und es verstand, auch die erwachsenen Mitglieder der Schulgemeinde und vielleicht auch den Gutsherrn des Dorfes in das Schulinteresse zu ziehen, so nahm er einige sogen. Festlichkeiten bei Gelegenheit der Schul- und Kirchenrevisionen gern und unbefangen mit in den Kauf. Und darum wurde man auch im Hinblick auf ihn vorsichtiger mit der Veranstaltung von Festlichkeiten. Jedenfalls wurden und werden sie in der eben mitgetheilten Art und Weise nicht mehr gehalten.

Eine heitere Episode aus der Geschichte unseres Landes in trüben Zeiten.

Mitgeteilt von A. Anze.

Wenn die Weltgeschichte ein Spiegel der Menschheit ist, so wird sie nicht immer, wie unsere Lehrbücher der Weltgeschichte das tun, ein starres, gleichmäßiges, in nüchternen Zahlen und Tatsachen erscheinendes Bild zeigen; denn wie beim einzelnen Menschen, so wechseln auch die Züge im Bilde der gesamten Menschheit. So müssen denn neben den ernststen auch die heiteren und komischen Erscheinungen zur Geltung kommen; naturgemäß aber werden diese letzteren, da sie für den großen Gang der Ereignisse von untergeordneter Bedeutung sind, mehr in der Spezial- als in der Gesamt-Geschichte und auch hier mehr bei den Kleinstaaten berücksichtigt werden können. Die Geschichte unseres Lipperlandes ist nicht arm an heiteren Episoden, und da diese uns in besonderer lebhaften Weise die Vergangenheit vor Augen bringen, so wollen wir heute einer solchen aus der Mitte des 17. Jahrhunderts unsere Aufmerksamkeit widmen.

Weil man von den Bewohnern des Dorfes Almenna sagt, daß sie beleidigt würden durch das Wort: „Wi armen Rinner von Almenna“, weil sie dadurch an ein komisches Abenteuer in Barenholz erinnert würden, so soll den Bewohnern des Städtchens Horn jede Anspielung auf „Lachs“, „Lachsfischen“ und „Lachsfressern“ auf die Nerven fallen. Das Ereignis, auf das diese Empfindlichkeit zurückzuführen ist, trug sich gegen Ende des dreißigjährigen Krieges zu. Es ist Gegenstand der ausschmückenden und umformenden Tradition geworden und so kommt es, daß man (vielleicht heute noch?) Geschichten wie die folgenden sich in Horn und anderswo erzählt: Als noch das Faustrecht im Lande waltete, hätten die Bürger von Horn mal Lust verspürt, es den sog. Strauchrittern gleichzutun; sie hätten dabei auf einer Anhöhe bei Horn, der sog. kleinen Egge, einem Kaufmann Weserlachs abgenommen, und später neugierige Frager damit abgefertigt, sie hätten die leckeren Fische auf der kleinen Egge „gefischt“. Noch lustiger lautet das folgende: Einem die Stadt passierenden Kaufmann sei der Karren umgestürzt (vielleicht hatte Horn früher ein schlechtes Pflaster!). Auf das Geschrei der Einwohner sei alles mit Netzen herbeigelaufen und man habe so einen prächtigen Fischzug gehalten. — Wer sähe in solchen Erzählungen nicht den Volkswitz, der sich nicht selten darin gefällt, sein eigenes Verhalten oder auch sein eigenes Mißgeschick zu verspotten? Aber auch die historische Tatsache selbst ist ihrer ganzen Entwicklung nach lustig genug, nur in unseren nüchternen Zeiten aufgefrischt zu werden. Indem wir bei der Wiedererzählung dem Bericht A. Falkmanns in seinen „Beiträgen zur Lippischen Geschichte“ folgen, nehmen wir von vornherein das Recht in Anspruch, auf diejenige Seite unseres Hiftörchens aufmerksam zu machen, die von allgemein menschlicher oder richtiger: von ethischer Bedeutung ist; und gerade hier freuen wir uns, betonen zu dürfen, daß ein an Schöppenstädter Streiche erinnerndes Vorkommnis für den aufmerksam Prüfenden neben der unbestreitbaren Lächerlichkeit ein Zeugnis abzulegen

instande ist für den tüchtigen, kernhaften, wenn auch zuweilen philiströs sich äuernden Sinn unserer Vorfahren aus den Bürgerkreisen kleiner Städte. Die endlosen Plagen des dreißigjährigen Krieges neigten sich ihrem Ende zu. Die Menschheit in unserem armen, zerrissenen Vaterlande war physisch und moralisch verwildert; es schien manches, das gegen Recht und Gesetz verstieß, erlaubt, weil die Macht, es zu strafen, fehlte. Gar vielen Leuten, die nur die Zeiten des Krieges gekannt hatten, mochte auch das feinere Gefühl für Recht und Anstand verloren gegangen sein, und so, aber auch nur so, wird es erklärlich, daß eine an sich der Verachtung anheim fallende Handlung, die heutzutage durch die Gerichte ihre ausreichende Sühne finden würde, für eine Reihe von Jahren hinaus eine ganze Stadt in zwei feindliche Lager, die sich mit äußerster Bitterkeit befehdeten, spalten konnte.

Ausschweifender wie heutigen Tages wurden damals die mutwilligen Freuden der Karnevalszeit ausgekostet. Das hatte einerseits seinen Grund in der Sittenentartung und Roheit, der die Menschheit jener Zeit unterlag, andererseits aber wohl auch in einer gesunden Reaktion der natürlichen Lebenslust gegen die entmutigenden Schrecken der vorangegangenen Kriegezeit. Sogar die Landesregierung fühlte sich veranlaßt, in feierlichen Verordnungen gegen den allgemeinen Unfug der „Bachus-, Freß- und Saufeste“ und das „liederliche Wesen der Wessenspiele“ aufzutreten. Nichtsdestoweniger waren Narrenstreiche, die das Maß des Zulässigen weit überstiegen, an der Tagesordnung. So geschah es auch im Jahre 1643 in der Fastenzeit, daß eine Anzahl junger Bürger von Horn, als sie in Erfahrung gebracht hatten, ein Bote mit einer Ladung Weserlachs würde auf dem Wege von Hameln nach Paderborn die Stadt Horn berühren, diesem mit verummten Gesichtern aufslauerten, ihn hängelten und schließlich ihm sein Paket, in dem sich drei stattliche Lachs befanden, abnahmen. Die Fische wurden anfangs versteckt, später von den Frauen der Strauchräuber hervorgeholt und schließlich in fröhlicher Zecherrunde verzehrt. Hätten in unseren Tagen übermütige Studenten einen solchen Streich begangen — wer weiß, ob man nicht einen Weg gefunden hätte, ihn unter dem mildesten Gesichtspunkte, den das Gesetz nur zuläßt, zu betrachten? Man würde ihn als einen mutwilligen Akt überschäumender Jugendkraft betrachten. Ähnlich scheinen einige Horner Bürger, und sicherlich nicht zum mindesten die Beteiligten und ihre Zechgenossen, gedacht zu haben. Man wird mit diesem jedenfalls geschmacklosen „Scherze“ geprahlt haben. Und dies eben scheint es gewesen zu sein, was den brennenden Unwillen einer anderen Anzahl ehrfamer Bürger wachrief. Vertuschen hätte sich die Sache vielleicht lassen, oder, wenn nicht das, so doch mit einer gnädigen Strafe abfertigen. Weil aber, als die Sache an die große Glocke gekommen, sich die bösen Buben ihrer sonderbaren Heldentat noch rühmten oder doch

unter Augenzwinkern ihre lustigen Anspielungen dazu machten, konnte die Gegenwirkung nicht wohl ausbleiben. Zum Herolde der sittlichen Entrüstung machte sich damals in Horn die ehrsame Schusterinnung. Und daß gerade diese Leute es waren, wird für die Spottvögel ein neues Moment abgegeben haben, die Sache nach Kräften ins Lächerliche zu ziehen. Die Herren Fußbekleidungskünstler machten aber Ernst; begnügten sich nicht, gleich anderen Gefinnungsgenossen, die Uebeltäter auf alle Weise durch Hohn- und Spottreden zu tranken, sondern sie stießen auch einen derselben, den Schuhmacher Heinrich Rapelle, aus der Zunft aus, indem sie öffentlich erklärten, ein mit einem Ehrenmangel Bekleideter könne nicht Mitglied ihrer Genossenschaft sein. Das war das Signal zum offenen Kriege zwischen den „Lachsfressern“ und den bürgerlichen Verteidigern von Zucht und Sitte. Die Gesellschaft der Uebeltäter (es sollen ihrer viere gewesen sein, darunter der herrschaftliche Richter Konrad Peters) hätten nun am besten getan, klein beizugeben, damit der Unrat, den sie auf sich geladen, nicht noch breit getreten würde. Sie dachten aber anders. Jedenfalls erschien ihnen die Sühne als viel zu hart, da es sich um die Existenz eines Bürgers handelte, der nun mit seiner Familie brotlos geworden war. Man wandte sich also an das Landes-Oberhaupt, die damalige Vormünderin und Regentin Katharina, die sich des Ausgestoßenen annahm und unterm 31. Mai 1643 verfügte, den guten Heinrich Rapelle, der nicht einer crimen publicum, sondern nur einer Petulanz sich schuldig gemacht habe, wieder ins Schusteramt aufzunehmen. Hiermit aber war die Angelegenheit zu einer Ehrensache der Schusterinnung von Horn geworden. Die tapferen Meister setzten sich mit Hand und Fuß zur Wehr und wirklich erreichte die Regierung die Befolgung ihres Befehles erst, nachdem die anfängliche Strafe von 100 Rthr. auf 150 Rthr. erhöht und das Geld durch Exekution beigetrieben war.

Nun aber, als Heinrich Rapelle durch Zwang der obrigkeitlichen Gewalt wieder im Schusteramte saß, wurde, wie man denken kann, der Haß aller biederer Hornenser gegen die Lachsräuber recht schlimm. Die letzteren hatten selbstredend in Horn nur einen sehr kleinen Anhang, sie trohten aber auf den Beistand der Regierung und mögen sich wohl auch in diesem Gefühl übermütig betragen haben. Andererseits waren die Städter zu jener Zeit nach wie ehemals aufs äußerste eifersüchtig auf ihre Privilegien, und diese waren durch die gewaltsame Wiedereinsetzung des Herrn Rapelle schwer verletzt worden. Es läßt sich denken, daß nunmehr die Angelegenheit zu einer Sache der Stadt selbst gemacht wurde. Da man gegen die Entscheidung der Regierung nicht aufkommen konnte, wurden die Uebeltäter, wie man heute sagen würde, von allen Seiten boykottiert, ihr Vergehen wurde ihnen als Straßenräuberei ausgelegt. Man sollte meinen, die Verfolgten könnten jetzt nichts Eiligeres zu tun gehabt haben, als der feindseligen Vaterstadt den Rücken zu kehren. Das geschah aber nicht, vielleicht aus Troß, vielleicht aus anderen Gründen, die Angegriffenen wandten sich vielmehr aufs neue Beschwerde führend an die Regierung. Dabei erhielten sie die fürsprechende Unterstützung des Drosten Rübel, der den schlaun Einfall hatte, zur Verhängung von Geldstrafen über diejenigen zu raten, die den sog. Lachsfängern ehrenrührige Dinge nachsagen würden,

wobei er zu verstehen gab, daß dies der gnädigen Herrschaft am Gogerichte was eintragen würde.“ Das geschah, und für jede Uebertragung wurden 25 Gfl. Strafe festgesetzt. Erfolg hatte dies Verfahren nur für den die Strafgeelder einziehenden Fiskus, der Standal selbst blieb und verschärfte sich noch so sehr, daß das bloße Aussprechen des Wortes Lachs schon zu Tätlichkeiten führte. Acht Jahre nach Beginn der Händel war die Feindschaft noch so groß, daß die unglücklichen Lachsfänger sich neuerdings veranlaßt sahen, das Landesoberhaupt anzurufen, diesmal wurde dem Magistrat bei 100 Gfl. Strafe aufgegeben, daß man die boykottierten Bürger nicht mehr „diffamieren“, noch sie von öffentlichen Ehrenstellen ausschließen solle. Der Magistrat zeigt sich auch willfährig, beansprucht aber, daß die von ihm zu verhängenden Geldstrafen hinfür in den Stadtsäckel fließen sollen und sieht in dem Gegenteile eine Verletzung der städtischen Privilegien. Es zeigt sich hier, daß im Laufe der Jahre die leidige Salmengeschichte sich durch die zahlreichen Verurteilungen zu einer ergiebigen Geldquelle für den Fiskus entwickelt hatte. Von nun an scheint durch die vom Magistrat verhängten Strafen eine gewisse äußerliche Ruhe platzgegriffen zu haben. Vor seiner definitiven Beilegung kam es aber noch zu einer hochdramatischen Szene auf dem Rathause zu Horn. Die Schuhmacherinnung scheint während des ganzen Streites äußerst störrisch gegen die Regierung gewesen zu sein. Es kam mehrfach zu Reibereien, die Regierung verhängte Geldstrafen, und die Schuster werden wohl das Ihrige getan haben, daß keiner aus den Familien der Boykottierten zu öffentlichen Ämtern zugelassen wurde. Als nun aber im Jahre 1657 die Ratswahl zu Horn stattfand, und die Neugewählten den nach Horn gesandten landesherrlichen Kommissarius zur Bestätigung präsentiert wurden, erklärten diese durch den Mund des Drosten Rübel, sie müßten die Bestätigung der Wahl verweigern, weil zu den Präsentierten einige aus dem Schusteramt genommen seien; diese aber könnten vom Landesherrn nicht für ehrlich erklärt werden, solange sie selbst Leute, die von der Regierung rehabilitiert worden seien, für unfähig zur Wahl erklärten. So war der lose Fastnachtsstreich zur regelrechten Staatsaktion geworden. Die Ratsmänner widersetzten sich natürlich und versicherten, lieber den Konflikt mit der Regierung in Kauf nehmen als nachgeben zu wollen. Der alte Rat scheint vorläufig im Amte geblieben zu sein. Wie die Sache weiter ausgelaufen ist, berichten die Urkunden nicht. Eins aber wissen wir: die ehrsamten Schuhmacher haben sich schließlich mit der Regierung wieder versöhnt, denn sie ließen sich, nachdem der Streit 13 Jahre lang gedauert hatte, ein landesherrliches Patent ausstellen, daß die gegen sie erkannten Strafen ihnen an ihrer Ehre durchaus unnachteilig sein sollten. So war ein Streit geendet, von dem man sagen kann, daß er, wie wichtig seine Entstehung auch sein mochte, durch die Energie und Zähigkeit, mit der ein selbstbewußtes Bürgertum für die Bestrafung eines rohen Streiches eintrat und sich damit zum Verteidiger bürgerlicher Zucht und Sitte aufwarf, nicht ohne Interesse für die Beurteilung der Volksseele sein dürfte. Die Don Quichotta von Horn hatten zwar nicht gesiegt, sie waren aber in einem tapfer geführten Streite für ideale Güter unterlegen.

Arminius und Siegfried.

Von Prof. Dr. Hermann M u c h a u, Brandenburg a. H.

1. Die uralten Eeder von Arminius.

Meinem für die Arminiusfestwoche bestimmten ersten Artikel über das 4000jährige Alter des Namens Arminius, der uns die weitverzweigten Verwandtschaftsbeziehungen dieses uralten Wortes mit germanischen Fürstentiteln (Thindariks, Irminthindariks, Volkstönig), gallischen Heldenamen (Bercingetorig) und griechischen und altpersischen Götternamen erkennen ließ, muß ich notgedrungen noch einen zweiten folgen lassen, da einzelne Gelehrte die Ansicht ausgesprochen haben, daß eine Verehrung eines solchen Halbgottes Irminthjudmar, der dem persischen Angraminus gleich gestanden und aus dem sich dann Irminsjudmrides, d. h. Irminsjudrid, entwickelt habe, eine irrthümliche Annahme sei, insofern, als der Held des Nibelungenliedes Sigfrid mit dem geschichtlichen Römerbesieger Erminomerus (Arminius) ein und dieselbe Person sei und der Heldengedanke des Mittelalters erst aus den alten Gesängen (antiqua carmina) an Arminius seinen Ausgang genommen habe.

An sich ist diese Behauptung für meine Beweisführung eigentlich recht förderlich, zeigt sie doch, wie klein der Unterschied zwischen einem in menschlicher Heldengestalt gedachten Frühlingsgott Baldur (gleich Siegfried) und einem von seinem Volke vergötterten geschichtlichen Helden, der die denkbar gewaltigste Tat vollbracht hat, in dem Munde der germanischen Sänger nur erschien. Obwohl es also durchaus denkbar ist, daß der mittelalterliche Siegfried die Vergötterung des historischen Cheruskerrömers darstellt, so ist doch zunächst darum die Behauptung, es habe vor Arminius schon einen sagenhaften Irmin seit der Zeit gegeben, wo man den jungen, schnell hinstorbenden Frühlings (man denke auch an den kurzlebigen Achilles) besang, noch lange nicht von der Hand zu weisen. Meine Behauptung spreche ich auch deshalb um so tatkräftiger aus, als der Verfasser der Gleichheit von Arminius und Siegfried, Jellinghaus, ja selber einen mythischen Irmin bei den Cheruskern annimmt, aber nur eine rein zufällige Namensverwandtschaft zwischen dem von den Römern gegebenen Namen Arminius und dem germanischen Götternamen gelten lassen will.

2. Die Ansicht von H. Jellinghaus: „Arminius und Siegfried“ (1891).

„Der alleinige Zweck der nachfolgenden Ausführungen“, so schreibt der Verfasser im Vorwort seines Buches, „ist, die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums auf die Schriften von Schierenberg, Biggisson und anderen hinzuweisen. Seitens der Fachmänner haben dieselben fast alle nicht mehr als eine wohlwollende Ablehnung gefunden. Ich glaube, daß sie das nicht verdient haben und daß eine unbefangene Altertumsforschung der Zukunft ihnen recht geben wird.“

Ich will die Ansicht von Jellinghaus: „Siegfried ist der vergötterte Arminius“, vorurteilslos prüfen. Das Ziel seines Buches ist der Nachweis, daß in den Taten des Siegfried, dessen Beziehung zu dem nordischen Frühlingsgott Baldur er gänzlich übergeht, lauter geschichtliche Vorgänge sinnbildlich enthalten seien, und zwar keine anderen als die Tacitus bekannten Kriegstaten des Arminius. Denn nur so, meint Jellinghaus, läßt sich der gewaltige Ruhm Siegfrieds erklären und die Verbreitung dieses Ruhmes bei allen germanischen Völkern. Aber, so frage ich: meinerseits, kann denn nicht in diesem Siegfried, richtiger Baldursigfrid oder Irminsigfrid, ein viele Jahrhunderte vor Arminius schon verehrter Held stecken, der tatsächlich ein drachenähnliches Ungeheuer erschlug, so wie die homerischen Griechen (um 1000 v. Chr.) von dem keulentragenden Herkules (Heraclius) gewaltige Taten berichten und Bellerophon (Homers Ilias VI, 179) tatsächlich den Drachen Chimära erschlägt? Klingt nicht Bel(d)ero(s)phontes an Baldursigfrid an? — Jellinghaus aber, der zwar einen mythischen, d. h. aus der Göttersage stammenden Irmin annimmt, ist doch durch den strahlenden Ruhm Siegfrieds so geblendet, daß er nur an eine nach Arminius, d. h. aus ihm entstandene Helden-gestalt zu denken vermag. Er schreibt: Die Thidreks-sage rühmt von ihm: „Sein Name geht in allen Zungen vom Norden bis an das griechische Meer, und so wird er wahren, so lange die Welt steht.“ (Kap. 166 in von der Hagen's Uebersetzung.) — „Und diese Gestalt“, so folgert Jellinghaus (S. 7), „sollte nicht historisch, sollte mythisch oder wer weiß was sein! Was hat denn die ganze germanische Welt durch lange Jahrhunderte getrieben, immer wieder von einem Manne zu singen, der ein fabelhaftes Ungeheuer erschlug und dann von seinen Verwandten meuchlings erstochen wird!“

3. Die auffälligen Uebereinstimmungen zwischen der Siegfriedsage und dem Leben des Arminius.

Prüfen wir nun einmal vorurteilslos die Beweisgründe, durch welche Jellinghaus die Wesensgleichheit von Siegfried und Arminius klarzulegen sucht.

1. Der Name beider Helden: Jellinghaus stellt zunächst (S. 9) die Herkunft zahlreicher Namensformen im Königshause des Arminius vom Wortstamm sigi (= Sieg) fest: „Armins Vater hieß Segimer, zwei Enkel seines Großvaters, der eine Segestes, der andere Segimer. Des Segestes Sohn Segimund, des Segimer Sohn Segisda; denn so korrigiert Biggisson (S. 15) den „Gefithatos“ des Strabo. — Wir haben ein englisches Königsgelecht der Eadlinge, ein gotisches der Brandinge und der Amalunge. War da nicht der Name des cheruskischen Fürstengeschlechts Sigelinge?“ — Und in der Tat, wie sollte ich die Uebereinstimmung der cheruskischen Königsnamen mit Siegfried leugnen, dessen Vater Siegmund, dessen Mutter Siegelinde hieß und dessen Volksstamm, die Rheinfranken, noch zur Zeit der Taufe des Chlodwig (496 n. Chr.) den Namen Sigambri (= Sigameri) führten?

2. Das Zerrwürfnis der Helden mit ihren Verwandten: „In der Walsinger-sage (Wälungen-sage) hat Siegfried Kämpfe mit Siggeir und Sigihere. (Die Sage von den Walsungen von A. Edzardi. Stuttgart 1881.) Das erinnert doch an die Tatsache, daß Armin nach der Besiegung Marbods in Zerrwürfnis mit seinen Verwandten geriet.“ Ferner stellt Jellinghaus zusammen: a) Siegfrieds dreißähriger Sohn wird erschlagen, b) Armins Sohn Thumelicus wird in der Gefangenschaft der Römer zu Beschimpfung und vorzeitigem Tode geboren. Die Thus(h)elda setzt er mit Grimhilde gleich; wir werden später sehen, daß beide Namen als Ver-stümmelungen von Irminth(h)uselda (vgl. oben....

Irmdutmarus = Indutiomarus, Fürst der Treu-
vireo) anzusehen sind.

3. Die Heimat der beiden Helden. Als Heimat des Sige, welcher Wodans Sohn und Ahnherr Siegfrieds ist, wird Frenkenland (S. 10), dazu auch Hunaland angegeben; das Geschlecht heißt „hunische Könige“. Jellinghaus vergleicht mit Recht: „Hünenburgen, Hünenkirchen, Hünenbetten, hunischen Wein (ggf. roter Frantenwein); später trat die Verwechslung mit den historischen Hunnen (hunn) ein, in den Erdaliedern heißt Siegfried immer der „hunische König“; die Walsinge wohnen also in dem westfälischen Hunalande. Die Cherusker des Arminius besaßen nach den römischen Schriftstellern dasselbe Land, das Bergland östlich vom Oberlaufe der Lippe und Ems.“ — Anmerungsweise fügte Jellinghaus noch die Tatsache hinzu 1. daß die Siegfriedsmärchen bei Grimm aus dem Paderbornischen, Niederbessen und der Leinegegend stammen und 2. daß der Name der Cherusci (c = á) mit dem Gebirgsnamen „Die Haar“ = trockene Höhe zusammenhängt.

4. Die Jugendzeit der Helden und ihre ersten Kriegstaten: Siegfried lernt bei Mimir (= Wieland d. Schmied) die Schmiedekunst; in der Rheinstadt Siegen soll (nach Gottfried von Monnmuth im 12. Jhdt.) Wieland Becher geformt haben. Bei Siegfrieds Geburtsstadt Xanten (bei Wesel) liegt (Castra) Vetera, dort begann wahrscheinlich die Kriegestätigkeit des Arminius im römischen Heere. „Es gibt eine Xantener Legende von einem heiligen Victor (= Sieger d. h. Siegfried) von Xanten, der den „Romainen“ dienstbar ist und später als Christ von Xanten aus glückliche Kriege mit denselben führt.“ (Von der Hagen's Germania II, 216; Grimm, Heldensage 322.) Diese Uebereinstimmung, die ich nicht abzuleugnen gewillt bin, deutet allerdings auf eine gleiche Heimat beider Helden. Unrichtig ist aber die schon in meiner ersten Abhandlung als längst überholt und irrtümlich zurückgewiesene Bemerkung, der junge Cheruskerfürst habe dort von den Römern, die seinen Bruder Blondel bekanntlich Flavius (flavus heißt „blond“) (fla = bhla) nannten, ebenfalls einen römischen Namen, nämlich Arminius (Pfeiffers Germania 1883. S. 342) erhalten. Jellinghaus fügt aber dieser Bemerkung noch einen Satz hinzu, welcher seine eigene Behauptung, Siegfried sei kein mythischer Held, sondern eine geschichtliche Person des 1. chr. Jahrhunderts, geradezu umstößt, da er einen mythischen Irmin (der nur die Kurzform von Irminsigfrid ist) tatsächlich annimmt. Der betr. Satz (S. 14) lautet: „Der von den Römern dem jungen Cheruskerfürsten beigelegte lateinische Name Arminius (es gab eine gens Arminia in Italien) mußte bei seinen Volksgenossen einen guten Klang haben, indem er sie an ihren göttlichen Irmin erinnerte, der ja noch heute an der Ruhr, Lippe und Weser in Sprichwörtern als Hiarm fortlebt, vgl. Ruhr, Westfäl. Sagen I, 15; Am Urquell I, 139; Paderborner Erzählungen I, 19 (Hiarmen).“ — Daß ich diese Bemerkung am Schluß der Untersuchung für meine Behauptung verwerten werde, ist selbstverständlich.

5. Der Drachenkampf und die Niederwerfung der römischen Macht. Waren die

bisher besprochenen Gleichheiten in der Tat überraschend, so kann man die folgende nur unter der Bedingung annehmen und anerkennen, wenn man gewillt ist, in der Befiegung des „Zintdrachens“ durch Siegfried eine reine Allegorie zu sehen: „drache = Feindesmacht“, wozu aber niemand gezwungen werden kann, er mußte dann auch die Taten des Herkules nur als einzelne Gleichnisse betrachten und an die Stelle von Löwen, Schlangen, Hirschen, Ebern usw. überall feindliche Völker setzen. Ueberhaupt müßten denn auch die Drachentötersagen als reine blutleere und poesielose Allegorien angesehen werden, ein Gedanke, der z. B. auf die Bellerophonessage, wie oben schon gesagt, gar nicht paßt. Jellinghaus behauptet nun geradezu (S. 20): „Der Drache“ der Sage ist die römische Macht, welche die Erde umschlingt“ und zitiert seine Vorgänger (siehe oben) folgendermaßen: „Alle auf den Drachenkampf und den Nibelungenhort bezüglichen Sagen haben jene Kriege der Römer zum Gegenstande, welche in dem Zeitraum von Drusus Erscheinen bis zum Jahre 47 nach Christi im Cheruskerlande, dem späteren Sachsenlande, geführt wurden.“ — Wenn nun aber auch wohl hier und da die Römer als Legeionszeichen statt des Adlers usw. einen Drachen führten, so ist doch die Gleichsetzung ganz verfehlt. Ueberhaupt kannten schon die Germanen lange, ehe Roms Macht die Erde umspannte, die landumfassende Widgaroschlange oder Jörmungande, gegen die Thor, der Donnergott und Bruder des Baldur, kämpft.

6. Die Vertilichkeit beider Helden-taten: Abt Nikolaus (1150) sagt: Bei Paderborn in mitten wo ein Dorf, das Haus heißt, ein anderes heißt Kiliandr, ebenda ist die Gnitahede, wo Sigurd den Fafuir erschlug. Da auch Wielands (= Mimirs) Heimat Westfalen ist, so geschahen also die Drachentötung und die Varusschlacht in derselben Gegend.

7. Die Drachenverbrennung und die Tötung des Varus: „Den Drachen verbrennt Siegfried „mit anderen Untieren“ auf einem Holzstoße. Das erinnert doch daran, daß Varus Kopf von seinem halbverbrannten Leichnam getrennt und durch Marbod den Römern zugesandt wurde, (Vellejus Paterculus II, 119) sagt Jellinghaus S. 22.

8. Der kleine Sohn der Thumelika und Siegfrieds 3jähriger Sohn. Indem Jellinghaus die Nachricht von dem in römischer Gefangenschaft geborenen Thumelikus für verdächtig erklärt und behauptet, daß die Römer unter Germanicus den kleinen Knaben und seine Mutter getötet haben, gewinnt er eine Parallele zwischen diesem und dem 3jährigen Sohn Siegfrieds, von dem die Edda erzählt (Vigfussen Corpus, Poet. Bor. I, 392 und II, 534), da fiel Sigurd und sein dreijähriger Sohn Siegmund, den sie töteten.

9. Die Tötung des Arminius und Siegfried durch seine Verwandten. Dieser Punkt ist in der Tat sehr auffällig: „Wenn wir bei dieser Gelegenheit (in den Jahren 17 und 18 führte A. siegreiche Verteidigungskämpfe gegen Marbod, den König der Markomannen in Böhmen) den Inguiomerus*, Armins Oheim und bisherige

*) Ueber dessen Namensverwandtschaft mit Indutiomarus (Irmdutiomarus) habe ich schon im 1. Aufsatze gesprochen.

Stüge, auf der Seite Marbods finden, so muß eine erbitterte Feindschaft gegen Armin in seinem Volke und in seiner Familie existiert haben. Auch des Chattenfürsten Adgandestrius (Tacitus, Annalen 2,88) geheimes Anerbieten an Tiberius, Armin zu vergiften, läßt auf innere Zerrüttung schließen.“ — Die Tötung Siegfrieds durch seine drei Schwäger ist allbekannt, auch er fällt dem Neid zum Opfer.

10. Der Nibelungenschatz und die römische Kriegsbeute *) (Hildesheimer Silberfund).

11. Die Herrschaft des Atli (später Attila) und die durch eine römische Leibwache gestützte Herrschaft des Italicus, des Neffen des Arminius, die dem Cheruskerstaate zum Verderben gereichte.

4. Die unerklärbaren Verschiedenheiten in den Lebensläufen beider Helden.

Wenn man nun alle diese 11 Gleichheiten anerkennt, über die schwerwiegenden Bedenken im Punkt 5 usw. hinwegsieht und sich durch manche Einzelheiten darüber hinwegtäuschen läßt, daß eigentlich die Übereinstimmung nur in der aus Neid erfolgten Ermordung zweier junger Helden im Rhein-Weferlande besteht, so ist doch für die Beweisführung noch

*) Die Gleichsetzung der römischen Kriegsbeute und des Nibelungenschatzes entbehrt jeder vernünftigen Grundlage. Denn der Silberfund von Hildesheim (Jellinghaus bringt auch den Hildesheimer 1000jährigen Rosenstock dazwischen) mit seinen klassischen Formen, paßt gar nicht zu dem nordischen Bronzeschmuck, der tatsächlich seit der Bronzezeit und der Hallstattperiode in den deutschen Fürstentümern zu finden war; man vergleiche hierzu die Beigaben des Königsgrabes von Seddin (bei Perleberg), die im Märkischen Museum zu Berlin aufbewahrt werden.

recht wenig gewonnen. Denn diesen scheinbaren Gleichheiten steht eine Verschiedenheit schwerwiegendster Art entgegen. Jellinghaus versucht nämlich, seine allegorische Erklärung auch bei Brunhild, ein Versuch, der geradezu lächerlich wirkt. Er wirft die Frage auf S. 34: „Ist sie vielleicht in ihrer mythischen Natur, in ihrer von Weberlohe umgebenen Burg, in der Unerbittlichkeit ihrer Rache eine allegorische Figur, welche das in seinem Höchsten, in seiner Freiheit von Arminius gekränkte Vaterland darstellt? Siegfried erweckt das schlummernde Volk. Er verlobt sich mit dem Vaterlande und weicht ihm sein Leben, vermählt sich aber, nachdem er die Römer, den Fasir, erschlagen und seine Schätze sich angeeignet hat, den Lockungen des Ehrgeizes und der Macht folgend, mit einer Königstochter, d. h. er nimmt die Königskrone. Sobald sein Volk diese Untreue gewahr wird, muß es ihm selbst den Untergang bereiten.“

5. Zusammenfassung und Schlusswort.

Die in Abschnitt 4 für Brunhilde gegebene Erklärung zeigt, daß jeder Versuch, die Sage von Siegfried für eine Umgestaltung der Lebensgeschichte des Arminius zu erklären, auf Irrwege führen muß; die Walküre zeigt uns deutlich den Ursprung der Siegfriedsage aus der uralten nordischen Mythologie, die älter ist als die altgriechische und altperische Götterlehre. Arminius (Erminomerus) ist also viele Jahrhunderte oder Jahrtausende jünger als der mythische Held Irminsomfridus, dem er in derselben Weise als Vorbild nachempfand, wie dies der mazedonische Alexander der Große mit dem thessalischen Achilles tat.

Wie dies im einzelnen zu denken sei und welche Züge wir bei dem mythischen Irmin-Sigfrid voraussetzen dürfen, werde ich in der Fortsetzung dieses Aufsatzes nachweisen.

Beitrag zur Geschichte des lippischen Garnhandels aus dem Jahre 1603.

Von R. Wehrhan, Frankfurt a. M.

Eine Geschichte der lippischen Garnfabrikation, der Leinwandweberei und des Garnhandels ist bis jetzt noch nicht vorhanden, unsere Kenntnis davon beschränkt sich nur auf einzelne Mitteilungen an zerstreuten Stellen und aus verschiedenen Zeiten. Eine solche Mitteilung nach den im Fürstlich Lippischen Archiv aufbewahrten Akten über die Pfandschaft Begeburg aus den Jahren 1597 bis 1607 möchte für die Geschichte des lippischen Garnhandels nicht ohne Interesse sein, zumal sie über 300 Jahre zurückliegt, und uns zeigt, daß der lippische Garnhandel schon in jener Zeit einige Bedeutung gewonnen hatte.

Simon VI. Graf zur Lippe und Kreisoberst des niederländisch-westfälischen Kreises, dessen Leben von Falkmann in eingehender Weise dargestellt ist, hatte von der jülich-clevischen Regierung in Düsseldorf 1597 die Pfandschaft Begeburg bei Elberfeld auf 10 Jahre erworben. Am 26. August 1603 beklagten sich nun die Garnhändler in Elberfeld, das schon in jener Zeit durch seine Weichereien und Webe-

reien berühmt war, durch Vermittlung des Herzogs Johann Wilhelm in Düsseldorf, daß in dem Amte Begeburg beim Verkaufe rohen Garns allerhand Betrug vorgeinge, so doch das Garn seine gewisse Gebinde und Fäden haben müsse; er, Simon, solle dieses durch offene Edikte oder sonst abschaffen, wenn sich das so verhalte. Simon sorgte alsbald für Untersuchung und dann für schnelle Abhilfe; schon am 7. September gleichen Jahres danken die Garnhändler für die durch Graf Simon gemachte gute Ordnung und bitten zugleich, er möge doch nun auch im Lippischen und besonders in Lemgo und Ibbenbüren, den Betrug abstellen, desgleichen das auch im Waldeckischen veranlassen.

Daraus geht hervor, daß schon 1603 Handelsbeziehungen zwischen Lippe und dem Wuppertale vorhanden waren und daß die Betrügereien beim Garnhandel darin bestanden, den einzelnen „Binden“ nicht so viele Fäden zu geben, als ihnen zukam.



Blätter für lippische Heimatkunde.



Beilage der Lippischen Landes-Zeitung.

Druck und Verlag der Meyerschen Hofbuchdruckerei in Detmold.
Verantwortliche Leitung: Max Staercke in Detmold.

Die Abonnenten der Lippischen Landes-Zeitung erhalten die Blätter kostenlos.

Im besondern Abonnement werden sie auf bestem Papier für 0,50 Mark vierteljährlich abgegeben.



Nr. 3.

1910.

11. Jahrgang.

Inhalts-Verzeichnis.

Dietwald Brischemai, ein neuer Sang von der Soester Fehde. Von K. Wehrhan, Frankfurt.
Das Freiheitsjahr 1848.
Einiges über das kunsthistorische Museum in Detmold. Von Theo Gansen.

Ein Luikenfener. Von W. Desterhaus.
Unsere Heimat in Liedern und Gedichten. Von Friedrich Frevert.

Dietwald Brischemai, ein neuer Sang von der Soester Fehde.

Eine Buchbesprechung von K. Wehrhan, Frankfurt a. M.

Der Name Dietwald Brischemai ist vielen Lesern gewiß nicht mehr unbekannt, seit ihn K. Voemers in seiner vierten kulturgeschichtlichen Novelle der Sammlung: „Eiserne Zeit“ als jenen kühnen Soester Jüngling verehrt hat, der selbst in den schlimmsten Tagen des Unglücks sein gegebenes Kreuzwort hält. Dietwald Brischemai ist eine historische Persönlichkeit aus der Soester Fehde, in der bekanntlich der Edelherr Bernhard VII. zur Lippe mit der Stadt Soest verbündet war, die von den raubgierigen Scharen des Kölner Erzbischofs hart bedrängt wurde, aber endlich doch den Sieg davontrug.

Diese Fehde ist schon oft genug besungen worden, aber bisher hat kein Erzeugnis sich nachhaltig in der Gunst des Publikums halten können, der echte Dichter fehlte immer noch. Jetzt liegt ein kleines handliches Büchlein vor, das sich mit Julius Wolffs „Rattenfänger von Hameln“ mit Rudolf Baumbachs „Platorog“ und anderen Epen wohl messen kann und sicherlich nicht sobald von der Bildfläche verschwindet:

Dietwald Brischemai von Wilhelm Wilm. Verlag: Velhagen und Klasing, Bielefeld und Leipzig, 1907. 308 S., H. Oktav.

Das ist wirklich mal wieder ein erhebender Sang, dessen klarer Reim leichtflüssig ist, ein sprudelndes Bergwässerlein, das munter über den blanken Kies dahin fließt. Die Hauptpersonen, um die sich die ganze Handlung gruppiert, sind der Stadtschreiber Meister Bartle und sein blondgelocktes

Töchterlein Maria, die in heißer Liebe zu einem Spielmann entbrennt, eben zu jenem Helden der Geschichte, zu Dietwald Brischemai. Sie hat die Werbung des ehrgeizigen, häßlichen und in schlechtem Rufe stehenden Kaufmanns und Ratsherrn Goßwyn zurückgewiesen, der mit dem Kölner Erzbischof hält, und dieser weiß sich, als er von der Liebe des Spielmanns hört, böse zu rächen; doch endlich erteilt ihm, den Meineidigen, das Schicksal in Gestalt der Fehde. Mittlerweile kommt der Krieg ins Land. Dietwald hat die Stadt Soest als Geächteter verlassen und infolge der Ränke des Goßwyn fliehen müssen. Da Goßwyn durch bestochene Schergen auch Zweifel in die Herzen der beiden Liebenden hat säen lassen, so sitzt Maria trauernd und zurückgezogen in einem Kloster, Dietwald aber irrt unruhig, nagenden Zweifel und wilden Unmut im Herzen, umher; er will jetzt in die weite Welt und bleiben, was er gewesen, ein armer, aber freier Spielmann. Er legt sich endlich müde an den Rand eines Waldes in den Schatten der Bäume und läßt sein Pferd grasen, nimmt selbst aber seine Laute, um seinem Innern im Liede Ausdruck zu verleihen. Das hat ihm immer Erleichterung verschafft. Hier trat nun eine andere Hauptperson des Liedes auf, der mit den Soestern treuerbündete Graf und Edelherr Bernhard zur Lippe, der mit seinen Mannen gerade auf dem Wege ist, den Soestern zu helfen. Als Probe des Sanges möchten wir diesen Abschnitt hier wörtlich bringen:

.....

Aber an dem Waldessaume
Lag Jung-Dietwald, seine Finger
Glitten durch der Laute Saiten,
Und was ihm das Herz beizogte,
Ward lebendig in den Tönen;
Und mit ihrem Klange eint
Sich harmonisch jezt sein Lied:

Unselige Stunde, wo dein ich vergaß,
Du Liebste, du Schönste auf Erden!
Unselige Stunde, wo ich mich vermaß,
Ohn' dich einst glücklich zu werden!
Unselige Stunde, wie brennest du heiß,
Nun ist mir entzissen der Minne Preis,
Nun ward mein Hoffen zuschanden.

Frei ward ich, frei durch Spruch und Recht,
Die Meintat wurde zunichte.
Doch der Freie ward wieder zum ehrlosen Knecht
Durch der Minne heimlich Gerichte.
Nun steht der Hagedorn kahl und entlaubt,
Den Strohfranz setzte man mir aufs Haupt:
Rehr heim, lehr heim zu den andern!

Nun steh ich verlassen, verhaßt und entehrt,
Den Strohfranz will ich nit tragen.
Sei du denn mein Lieb, mein getreues Schwert,
Nun wollen wir beide es wagen.
Wir hielten uns Treue seit mannigem Jahr
In blutiger Fehde, in Mängsten und Fahr,
Wir wollen einander nit lassen.

Noch war nicht das Lied verklungen,
Hörte Dietwald Rosseshufe,
Nahe schon, daß er das Klirren
Vieler Waffen und die Stimmen
Vieler Männer unterschied.
Eilends lief er nach der Wiese,
Schnell sein Ross noch zu erfassen,
Um des Bischofs Reitercharren,
Wie er wähnte, zu entfliehn.
Aber hinter ihm, ganz nahe,
Klang jezt eines Jünglings Stimme:
„Geda, halt, mein wacker Sanger,
Hast ein feines Lied gesungen!
Komm und reich mir deine Rechte
Und vergeiß, wenn ich gelauscht!“
Schier vergeblich war's, zu fliehen,
Und des Jünglings Worte klangen
Wohlgemeint und sonder Trug.
„Fürcht' dich nit, ich bin Bernardus,
Graf und Edelherr zur Lippe,
Und die Ritter und die Mannen,
Die da nahen, sind die Meinen.
Und der Grund, darauf du stehst,
Ist der meine, fürcht' kein Nachteil!
Ihr seid ritterlichen Standes,
Seh es jezt an Helm und Wappen,
Reht wohl fahrend durch die Lande,
Wie Herr Walter und Herr Wolfram,
Oder wie der Wolkensteiner,
Der im vor'gen Jahr zweien Monden
Bei mir Rast hielt und mich lehrte,
Minneweisen zu ersinnen
Und zu singen süß und lieblich.
Gern hätt' ich den guten Sanger
Länger noch als Gast gesehen,
Doch es trieb den Wandervogel
Weiter durch die weite Welt.
Herr, so Euch mein Haus genüget,

Seid mein Gast auf heut' und immer.
Gerne lausch ich Euren Weisen,
Sing' auch selbst ein Lied zur Laute,
Möcht' wohl gern noch von Euch lernen
Heldensang und Meistersang!
„Graf und Edler Herr“, sprach Dietwald,
„Falls ich Euch mit Schwert und Laute
Nutzen mag, will ich Euch gerne
Folgen als ein freier Dienstmann.
Zwar nicht sing ich, wie Herr Walter
Oder wie der Eschenbacher
Einst in großer Zeit gesungen,
Auch nicht wie der Wolkensteiner,
Dessen Minnelied die Burgen
Und Paläste leicht gewinnt.
Bei Hans Rosenplüt in Nürnberg
Lernt' ich freie Sangeskünste.
Regeln lernt' ich da und Wiler,
Glatte Worte, helle Töne,
Reim und Rehrreim und dergleichen.
Hab' nach Regeln auch geminnet
Manches Jahr, bis dann mein Herze
Selbst sich seine Regeln schuf.
Und so sing ich, und so spiel ich
Jezo, wie mein Herz gebent.“
Sprach der junge Herr zur Lippe:
„Also halt ich's auch, drum doppelt
Seid willkommen, Sanggenosse!“
Doch sich nun zur Seite wendend,
Sprach er also zu den Mannen:
„Zieht voraus und rüstet alles.
Nur Heinz Kerzenbrod, mein Knappe,
Soll dort drüben an der Halde
Dortweil uns're Rosse hüten.
Zieht in einer Stunde fihen
Fröhlich wir beim Mahl vereint.“
Also zogen sie von dannen
Nach der nahen Stadt zur Lippe.
Doch der Droste Goswin Kettler
Sprach zu zweien der Getreuen:
„Mölenbrod und Vorch, wir eilen
Nit so schnell, auf Rufes Weite
Laßt uns halten, bis sie kommen.
Denn es treibt sich viel Gesindel
Rings herum; die Vorsicht mahnt.“
Doch zu seinem Gast gewendet,
Sprach der Edelherr zur Lippe:
„Junfer, reich mir eure Laute,
Mich auch treibt das Herz zum Singen.
So vernehmt denn, was zur Stunde
Mir im Herzen wogt und stutet:

Ich steh des Nachts so gerne
Am Waldestrand allein,
Blick auf die tausend Sterne
Und ihren güldnen Schein.
Sie stehn so hoch und schweigend,
Rehn furchtlos ihre Bahn;
Dem Schöpfer nur sich neigend,
Doch keinem Menschentwahn.

Wohl glänzt ihr, lichte Sterne,
Hellleuchtend durch die Nacht;
Doch nah't die Sonn' von ferne,
Erbleicht all' eure Macht.
Ich aber weiß zu singen
Von eines Sternleins Licht:
Ob alle anderen gingen,
Es weicht der Sonne nicht.

Dir, Anna, gilt mein Sinnen,
Dir, Schaumburgs lichtem Stern.
Ich sing im treuen Minnen
Dies Lied in weiter Fern!
Seit du mir aufgegangen,
Ward licht das Leben mein:
Du sollst in Freud' und Bangen
Allzeit mein Leitstern sein!

„Und der meine ist erloschen“,
Sprach jung Dietwald, „und mein Schifflein
Irrt dahin durch dunkle Nacht.
Darum klang mein Lied so traurig
Und das Eure so verheißend.
Aber Herr, singt mir noch eines.
Frohe Lieder sind ein Labjal
Für ein zagend Menschenherz.“
Und Graf Bernd griff in die Saiten
Übermals, und süße Weisen
Wuchsen unter seinen Fingern,
Und zum goldnen Klang der Laute
Scholl helljauchzend jetzt sein Lied:

Es stand die wilde Rose
In Blütenpracht.
Leuchtkäfer schwirren lose
Wohl aus dem feuchten Moose
Verlangend durch die Juninacht.

Was steigt dort aus dem Weiher?
Wie Mondenschein so mild,
Schwebt wie zur Hochzeitsfeier,
Geschmückt mit Kranz und Schleier,
Ein wunderholdes Frauenbild.

Sie neigt sich schnell hernieder
Zum Rosenstrauch,
Küßt immer die Blume wieder,
Und süße Minnelieder
Verklingen leis' im Bindeshauch.

Die wilden Rosen glühen
Im dunklen Haar.
Demanten blühen und sprühen,
Und wo sie schreitet, blühen
Die blauen Blumen wunderbar.

Du, mit der Sternenkronen,
Du, meine Fei,
Und ward ich dir zum Lohne,
Süß ist der Minne Krone:
Mein Herz läuft sich mit Liedern frei.

Staunen schier ergriff Jung-Dietwald.
„Edler Herr, ich soll Euch lehren?
Möchte lieber von Euch lernen!
Solch ein Lied vernahm ich nimmer,
Nicht in Nürnberg, nicht am Rhein,
Und erst recht nicht in der Wörde.
Wenn mein Schwert Euch denn nicht besser
Dienen kann als meine Laute,
Ist es um mich schlecht bestellt.“
Laßt mich meine Straßen ziehen!“
„Eure Laute war's, die klingend
Meines Herzens Sehnsucht weckte“,
Sprach der Edelherr, „die Laute,
Scheint mir, ist auf Minnelieder
Und auf Herzenston gestimmt.
Doch auch Euer Schwert wird schwerlich

Lange rosten in der Scheide.
Wollt Ihr's meinem Dienste leihen,
Kann sich's bald genug erproben.
Kann noch gute Schwerter brauchen.
Statt der Minnelieder werden
Kampfsgefänge bald erschallen.
Hörtet Ihr vom Herzog Johann,
Von dem neuen Herrn zu Soest?“

„Ja, ich sah, ich sah ihn heute,
Wie er einzog, und ich selber
Hab' von Herzen ihm gehuldigt,
Ob ich noch so traurig war.
Wisset Herr, ich bin ein Soester,
Und verdorren soll der Arm mir,
Der sich gegen unsern Herzog
Jemals freventlich erhebt!“

„Ward gesprochen, wacker Sänger!“
Rief der Edelherr von Lippe,
„Wisset, Johann ist mein Neffe,
Ob er schon sechs Jahre älter.
Und ich werd' mit meinem Neffen
Mich mit Gut und Blut verbinden,
Werd' in Kampf und Not und Fehde
Treulich ihm zur Seite stehn.“

Binnen vierundzwanzig Stunden
Ist der Bund verbrieft, besiegelt
Zwischen uns und unsern Landen.
Binnen vierundzwanzig Stunden
Gilt mit Fehdebrief gen Köln.
Elevs Sache ist die meine.

Nings im Kreise herrschen Priester,
Die mit heutigem Auge
Längst nach unserm Erbe spähen.
Da kann Einigkeit nur frommen.
Wird' uns Pfaffenlist entzweien,
Wären beide wir verloren.

Klugheit ist's, die uns vereint!“
„Dann, Herr, folg' ich Euren Fahnen,
Dann soll Schwert und Laute fröhlich,
Herr, in Euren Diensten stehn.
Kampf und Krieg war meine Lösung,
Denn verwundet ist das Herz mir,
Brennet ob verschmähter Liebe.“

Und wenn Ihr mein Lied vernommen,
Kennt Ihr meines Herzens Pein.
Aber weg mit Schmerz und Kummer!
Stirn und Brust biet ich dem Feinde,
Und an Eurer Seite such' ich
Sieg und Ehre oder Tod!

Wollt Ihr's also mit uns wagen?
Dietwald Mengede, der Soester,
Schwört Euch froh den Eid der Treue.
Eure Sache sei die meine,
Hier mein Eid und meine Hand!“

„Angenommen“, rief der Lipper,
Und ein fester Druck der Rechten
Knüpfte hier ein festes Band.

Vorstehende Probe ist nicht deshalb gegeben, weil
die Dichtung vielleicht darin ihren Höhepunkt er-
reicht, sondern nur des Inhalts wegen. Andere Teile
des Sanges ragen noch weit darüber hinaus. Aus
demselben Grunde soll hier auch noch das von Diet-
wald Brischemai gedichtete „Fehdelied der Lipper“
gebracht werden, das im Kampfe gegen den Raub-
ritter Balenpet die Scharen begeistert:

Fehdelied der Lipper.

Wie ein Inmenschwarm zur Sommerszeit
Zieht mit Gebräuse von hinnen,

So ziehn wir mutig hinaus zum Streit,
Uns ist es nit ums Leben leid,
Wir wollen den Sieg gewinnen.

Wir wollen fassen den Volenspet
Samt allen seinen Gefellen;
Wir woll'n ihn binden mit eiserner Kett',
Wir woll'n ihm geben ein lustiges Bett
Für all sein Schinden und Prellen.
Die Rose gibt so süßen Schein,
Doch scharf ist ihre Wehre.

Treu woll'n wir unsern Freunden sein,
Und wer uns will der Feigheit zeih'n,
Der fühl' heut' unsre Speere!

Der Ausgang der Fehde ist bekannt. Der Kölner Bischof wurde geschlagen, wobei die Lipper keinen geringen Anteil am Siege hatten. Dietwald Brischmai tut sich bei der Verteidigung der Stadt rühmlich hervor, findet seine Maria wieder und wird von alt und jung ob seiner Taten gefeiert. Das Buch sei allen gern empfohlen.

Das Freiheitsjahr 1848.

Die vielen Wünsche, die in den Herzen der alten Vorkämpfer im Jahre 1848 entstanden, sind in einem uns vorliegenden Schreiben aus damaliger Zeit an unseren Fürsten wie folgt zusammengefaßt:

Durchlauchtigster Fürst!

Gnädigstregierender Fürst und Landesherr!

Wir Endesunterscriebene erlauben uns in Nachstehendem die untätigsten Wünsche des Lippischen Volkes vor Eurer Durchlaucht auszusprechen, in der festen Ueberzeugung, daß denselben eine gnädigste Erfüllung werde alsbald zu Teil werden.

1. Wiederherstellung des Vertrauens zwischen Regierung und Volk.

Für das hierzu geeignetste Mittel erachten wir vorläufig:

- a) sofortige Zusammenberufung der Landesstände und
- b) Gestattung unbedingter Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen.

2. Wir wünschen eine allgemeine Volksvertretung und nicht wie bisher eine bloße Vertretung der einzelnen Stände. Gleiche Berechtigung zur Wahl und Wählbarkeit aller selbständigen Staatsbürger.

3. Wir wünschen Anerkennung des Rechts der Vertreter des Volks nicht nur beratende, sondern auch entscheidende Stimmen bei der Gesetzgebung zu haben.

4. Wir wünschen Regelung des Finanzwesens, Vereinigung des Staatshaushalts mit dem Domänen-Haushalte und daraus auszuwerfender Zivilliste für den Regenten.

5. Wir wünschen ferner gerechte Besteuerung des Volks, sodaß jeder Untertan ohne Ausnahme nach Verhältnis seiner Kräfte zu den Steuern beizutragen verpflichtet ist.

6. Wir wünschen ferner Reform der Justiz. Unbedingte Trennung der Justiz von der Verwaltung. Kollegialische Besetzung aller Gerichte. Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Verhandlungen. Schwurgerichte.

7. Wir wünschen ferner möglichste Verminderung des Militärs. Vereidigung derselben auf die Verfassung.

8. Wir wünschen ferner vollstümliche Wehrverfassung mit selbst gewählten Offizieren.

9. Wir wünschen ferner sofortige Gewährung unbedingter Pressfreiheit.

10. Wir wünschen ferner Lossagung vom Zollverein, sobald solche möglich geworden sein wird.

11. Wir wünschen, daß alle Staatsbürger ohne Unterschied des Standes und der Religion, zu welcher sie sich bekennen, gleichmäßig, an allen staatsbürgerlichen Rechten und Pflichten Teil nehmen.

12. Wir wünschen, daß Euer Durchl. Regierung zur Konstituierung eines deutschen Parlaments das Ihre beitragen mögen.

13. Wir wünschen endlich, daß weder in Euer Durchlaucht Regierung noch weniger an deren Spitze in Zukunft Ausländer berufen werden, welche von vornherein mit den wahren Bedürfnissen des Landes unbekannt, erst nach vielen Experimenten und Versuchen auf Kosten des Landes diese Bedürfnisse kennen zu lernen vermögen.

Wir verharren Euer Durchlaucht treu gehorsamste Untertanen. Im März 1848.

Mit welchem Eifer und Begeisterung die damaligen Vorkämpfer für die Freiheit und Unabhängigkeit des Deutschen Volkes, aber für die Verschmelzung der Deutschen Bundesstaaten zu einem geeinigten deutschen Vaterlande arbeiteten, beweist folgende flammende Rede, die ein Führer gelegentlich der Ueberreichung der Fahne an seine Kompanie hielt.

Kameraden!

Der feierliche Augenblick ist da, wo ich die ehrenvolle Aufgabe haben werde, Ihnen Ihre Fahne zu überreichen. Wir leben in einer großen Zeit, jeder neue Tag bringt neue Ereignisse, die wir noch vor wenigen Monaten schier unmöglich hielten. — An der Seine Strande erwachte der Genius der Freiheit und durchzog mit gewaltigem Klingenschlag die Länder Europas. Auch Deutschlands Völker erwachten, nur weniger Wochen bedurfte es, und die alten Zwingburgen stürzten zusammen, und auf die Trümmer der Tyrannei pflanzten treue deutsche Männer das Banner der Freiheit.

Welches ist aber diese Freiheit?

Ich führe Euch im Geiste auf die Schauplätze der Zerstörung: sehet da die brennenden Dörfer und Städte, sehet die Auflösung aller Ordnung, sehet, wie im furchtbaren Wahne der Bruder dem Bruder gegenübersteht im entsetzlichen Vertilgungskampfe.

Das Bürgerblut fließt in Strömen, verstümmelte Leichen häufen sich zu Bergen, selbst Weiber werden zu blutigeren Hyänen, kein Eigentum, nichts, nichts ist mehr heilig.

Wir wenden uns mit Abscheu weg von solchen Greueln. — Nein, Brüder, das ist die Freiheit nicht, das ist Gesetzlosigkeit, Anarchie, das ist das Schrecklichste, was geschehen kann auf der Erde, — das ist der Bürgerkrieg.

Wo aber edle Fürsten, die Zeit begreifend, Hand in Hand gehen mit ihrem Volke, das Volk teilt an der Gesetzgebung, wo jeder Bürger gleich ist vor dem selbstgegebenen Gesetze, wo die Ausgaben des Staates die Kräfte der Bürger nicht übersteigen, die Lasten angemessen verteilt sind, wo die Volksbildung gefördert wird, wo jedem Frevel gesteuert, jedes Gute gefördert wird, da werden Ackerbau, Handel und Gewerbe blühen, da wird der Wohlstand allgemein sich heben, und jeder wird zufrieden sein mit seinen Verhältnissen. — Das ist Freiheit. Das, Brüder, ist die echte deutsche Freiheit, — und hier wird meine Rede zum Gebet, — „Vater im Himmel, höre mich, Herr, von dem geschrieben steht, daß du die Herzen der Könige leitest wie Wasserbäche, leite sie, — leite aber auch die Herzen der Völker, daß sie nur solche Freiheit erstreben, eine solche Freiheit gesegne uns, — und deine Erde wird zum Paradiese werden.“

Wird's aber auch zur Wahrheit all das Gute, was Deutschlands Fürsten den Völkern versprochen? Ja, Freunde, ich glaube es. Die belebende Märzsonne des ewig denkwürdigen Jahres 1848 sprengte lang verschlossene Kerkertüren, — und ans Tageslicht stiegen die Märtyrer deutscher Freiheit, das starke Volk führte sie im Triumph an die Stufen der Throne, und Deutschlands Fürsten, die Zeit erkennend, machten sie zu ihren ersten Ratgebern. Wo solche Männer aber im Räte sitzen, da muß es gut bestellt sein, Deutschlands große Sache.

Wer sie uns aber antastet will diese Freiheit, gleichviel, fürs Vaterland, für die Freiheit, — heraus mein deutsches Schwert. Woher auch der Feind, — dann Kameraden, — stehen wir einer für alle und alle für einen, dazu sind uns Waffen gegeben. Das ist der hohe wichtige Zweck der Volksbewaffnung. Schon unsere alten deutschen Urväter hielten die Waffen für die größte Zierde des Mannes. Mit Waffen gingen sie an ihre Arbeit, bewaffnet setzten sie sich zu Tische, Waffen legte man ihnen ins Grab. Nur der leibeigene Sklave durfte keine Waffen tragen. Dieses beherzigt, und traget gern die kleinen Mühen, welche diese Einrichtung notwendig mit sich bringt.

Auch unser braves sippisches Volk blieb nicht zurück im Erringen der Freiheit. Aber es schritt doch auf dem Wege des Gesetzes. Heil ihm dafür. Heil aber auch dem Fürsten, der es dem braven Volke möglich machte, in der allgemeinen Neuordnung auf dem Wege der Ordnung zu bleiben.

Hoch lebe das Sippervolk, hoch lebe des modernen Volkes edler Fürst. Hoch.

Deutschland, um stark und glücklich zu sein, bedurfte eines einträchtlichen Volkes, denn nur Eintracht macht stark. Diese schwierige Aufgabe ist glücklich gelöst, indem Deutschlands Volksvertreter den volksfreundlichen Erzherzog Johann zum Reichsverweser wählten. Noch hallen — vom Belt bis ans adriatische Meer, vom Rhein bis an den Niemen Deutschlands Berge wieder vom unermesslichen Jubel der Völker über dieses glückliche Ereignis. Schließen auch wir uns diesem allgemeinen Jubel an, hoch das große, starke eine Deutschland, hoch Deutschlands edler Reichsverweser Johann der Deutsche. Hoch.

Empfangen Sie jetzt die Fahne Ihrer Kompagnie, und tragen Sie solche stets ehrenhaft, einer ehrenhaften Wehrmannschaft voran.

Ue.

Einiges über das kunsthistorische Museum in Detmold.

Von Theo Gansen.

Bevor wir uns in dem Detmolder kunsthistorischen Museum umsehen, möchte ich zunächst einiges Allgemeines über die Entstehung und den Zweck der Museen, insbesondere des Heimatmuseums, vorausschicken.

Die Gründung der deutschen Museen in der heutigen Gestalt reicht nicht viel mehr wie 100 Jahre zurück, und kein Geringerer als Goethe hat die Wichtigkeit der Museen als Volksbildungsstätten wohl zuerst erkannt und überall für die Pflege und Erhaltung der Kunstidentmaler Propaganda gemacht, den Sammelsinn im Volke geweckt. Es war Herder, der Goethe auf die Schönheit der deutschen Kunst aufmerksam machte, der ihn davor bewahrte, ganz in dem Klassizismus der Zeit aufzugehen. Wir alle wissen, welch' großen Eindruck das Straßburger Münster auf den jungen Goethe machte, mit welcher

Begeisterung er den gotischen Dom beschreibt. Es soll nun nicht gesagt werden, daß vor dem Ende des 18. Jahrhunderts überhaupt keine Museen existiert hätten. Zur Zeit der italienischen Renaissance waren große Sammlungen da, wenn auch die Sammel Tendenzen sich meistens auf antike Gegenstände erstreckten; viele Fürsten waren eifrige Sammler, doch waren die Sammlungen der Allgemeinheit nicht zugänglich. Ein Herder hatte Schwierigkeiten, fürstliche Museen zu besichtigen. Die Zeitgenossen Goethes brachten seinen Museumsplänen geringes Interesse entgegen. Erst mehrere Generationen später entstanden die Museen in der Art, wie Goethe sich diese gedacht hatte.

Es ist nun zu unterscheiden zwischen den verschiedenen Museen. Wie das Nationalmuseum die Kunst einer ganzen Nation durch alle Zeitepochen,

das Landesmuseum die Kunst eines Landes veranschaulichen, das Provinzialmuseum die Kunstzeugnisse einer Provinz, so soll das Heimatmuseum die Kunst der engeren Heimat repräsentieren. Die Sammelstendenz soll sich auf alle Zweige der heimatischen Kunst erstrecken. Es wäre grundfalsch, bei Gründung eines Heimatmuseums nach einem Schema zu verfahren. Die Eigenart der Stadt soll berücksichtigt werden. Das Heimatmuseum einer Hafenstadt wird naturgemäß ein anderes Gepräge tragen als das einer Gebirgsstadt.

Allmählich fängt man an, die Wichtigkeit der Museen zu erkennen. In größeren Städten werden die Schüler und Schülerinnen in die kunstgewerblichen und kunsthistorischen Museen geführt, der Anschauungsunterricht soll den Unterricht in der Schule ergänzen, die Gegenstände sollen unmittelbar auf die jugendlichen Gemüter wirken. Die Linie und Form der Hausgeräte, die Möbel, die Interieurs, in denen sich unsere Vorfahren bewegten, lassen den Geist der Zeit besser erkennen als eine noch so gut geschriebene Kulturgeschichte.

Die Kenntnis der Behausungen aus sehr früher deutscher Zeit ist sehr gering. Die Hausgeräte, die aus Holz gefertigt waren, sind längst verkauft, und unsere Sammlungen weisen deshalb nur Hausgeräte aus Ton, Bronze, Eisen, Stein und anderem dauerhaftem Material auf. Die ältere (paläolithische) Steinzeit liefert an Bodenfunden Stein und Bein. Der Mensch der späteren (neolithischen) Steinzeit ist schon fehschaft. Ackergerät, das mit Bestimmtheit vorhanden war, ist nicht erhalten. Es folgt die Bronzezeit, die La-Tène-Periode nach einem sehr ergiebigen Fundorte in der Schweiz be-

nannt; dann kommt die frühgeschichtliche Zeit, die römische, die Zeit der Völkerwanderung, die merovingische und karolingische Zeit.

Auch aus den Wohnungsverhältnissen der romanischen Zeit wissen wir recht wenig. Einigen Aufschluß geben uns das Nibelungenlied und die Kudrun. Aus dieser Zeit sind Gegenstände aus Holz sehr selten. Gegenstände aus Metall, wie Leuchter, Aquamanilen, Bildnisse des Gekreuzigten, Reliquiare, Bucheinbände, sind in den Museen häufig anzutreffen. Doch sind diese Gegenstände nicht profanen Charakters.

Ein Bild der gotischen Wohnung können wir uns schon recht gut machen. Dürer zeigt uns ganz genau auf seinen Holzschnitten, wie es in einer bürgerlichen Wohnung um die Wende des 15. Jahrhunderts ausgesehen hat. Ein Gedicht von Hans Sachs belehrt uns, was alles an Hausgeräten in einem gutbürgerlichen Hause vorhanden sein mußte, und dies ist nicht wenig. Die kirchlichen Formen werden zur romanischen und frühgotischen Zeit auf die profanen Bauten und Einrichtungen übertragen. So kommt es, daß ein gotisches Bett den Eindruck einer kleinen gotischen Kapelle hervorruft, Räume, die zu profanen Zwecken dienten, durchaus ein kirchliches Gepräge tragen.

Erst das Zeitalter der Renaissance, der Reformation zeigt, daß die Kunst auch dazu da ist, unsere Wohnräume, unser Hausgerät zu zieren, nicht nur eine Dienerin der Kirche ist. So sind denn auch in dem Detmolder kunsthistorischen Museum aus dieser Zeit recht viele Gegenstände, auf die ich in einem folgenden Artikel näher eingehen werde.

Eun Luikenseuör.¹

Wilh. Desterhaus.

Enne beuse Tuit was et. Hius bui Hius leugen Minsken krank. Tichlers hadden dat Nervenseuer² iut der Frömde metbrocht. Niu gung et ruigean. Do hadden man den olleröfsten Luis van kirt, dat sät eun Unglücke teu jenner Tuit vorkumen wäre, do seu ühre ewersten Minnerschens nau nich dahl-treien³ hadden.

Seige was dorbui, dat seu in der Gemeune lossen, nenn Luik van eunigermoten anseunen⁴ Luiken dröfste no den Kerkhobe brocht weren, sunner, dat bui den Sarke up der Dreskelehen best un preddiget wäre. Ollerdinge gaff et Minsken, den sic seu unverständig iutwiejen, dat seu verlangen wären, den Sarke sollen bui den Gottesdennste oppen bliiben. Zeude eune soll den Dauen doliggen seuen können; in eunen witten Hemde, met falteten Hennen, den witte Müssen up den Koppe. Wisse⁵ wären männige Luis dann nau bobenin denernlick genögen wesen, dat seu den, den niu baule in den düistere Eren soll, teu'n Affschens den Hand

gieben hedden. Wo männige hedde sic dormet un noher auf sein Ingetäumelse⁶ wie'r anlicket. Söcke Luis meunt jo, wat van Ollers her seu wesen wäre, möfste seu bliiben, dat gänge niu mol nich annerster.

Seu faken wecke Luis sät eun Luik⁷ hebben wollen, was er den Bistauer doch up entgiegen. Den häul olltuit dügend fast an ollen Molen, biber heu hadde doch unbännige Forchten⁸ ümme sein eugen betten Lieben. Dat konn en den geusslickden Heren auf nich för übel niehmen. Heu hadde Frubben un Kinner Konn heu do an eunen oppen Sarke preddigen, do eun Daus inlag, den an euner Krankheit verstorben was, den seu förchterlickden ansticket?

Do wonne in den Dörpe in suinen lüttlen Lusttuchshinse⁹ den aule Kunrod. Hen was nich eune van den Luiken, den vandage huiör, morgen gint teu dreppen sind. Wat mafe sic düsse Mann för Wege? No den Feile, dat sein Suhne, den

Meijer tén verackern hadde. Wal sach¹⁰ eune mol in't Holt go'n, do heu suinen genannt Brand¹¹ freig un dorfür buin Hobben Buithülpe schüllig was. Den Wandrock tauch heu annerster nich an, offe no der Kerken, wal auf no enner Hochzeit in der ollerneigsten Fründskopp. Wann heu er vörherkumen konn, wankt heu wisse nich achter eunen Puit an.

Frömden Minsken un söcken, den heu nich ganz seker kenne, gung heu an ollerleubesten jümmer iut den Wege. Söck eunen wort et garnicht lichte met enne mol eun anner Wört, offe: „Gundag!“ euder: „Gummorgen!“ tén kiren. Dorümme stund et mol tén verwundern, dat ollehaup den Luis in den Dörpe, den met düssen Manne wat tén deun hadden, sich van enne faken wat in den Auren¹² flüsteren. Wo gung dat tén?

Seu eune in jenner Tuit daut iut den Huse dregen wort, heute et: „Jo, den aule Kunrod hät dat auf vörher seuen.“ — Do et düt meiermols heuert hadde, lustere et hen un her, of et wal gewohr weren könne, dat den aule Mann wirklich den Minsken seker näunt¹³ hedde, den er ténneigst an leuben möhte. — Nei! söck wol mui nich glücken! Wal wort mol flüstert: „In der, auf in der Giegend stellt neigestens¹⁴ auf eune Veränerunge für.“ Seu vell et mui auf Mögge dorümme gaff: van eunen sekeren Vörherseggen konn et ganzlich nenne Kanne knigen.

Do et met der Suikenge¹⁵ tén Enne gung wort et auf van den Luikenfen'n stille. Man ganz af un tén wort wieer mol eun Wört dovan kirt.

Wecke Johre later soll et mol wieer schwor öbber dat Dörp hergoen. Dütmol was et den raus Mauer¹⁶. Do den Luis iühr Winterkauen¹⁷ meist inne hadden, un et hui Gesten un Haber lausgung, stöben den Eersten van düssen förchterlichen Krankuin. Dat gung domols öbber den gröttesten Deil van den lippsten Lanne. Do konn eune drüiste seggen: „Meberall eitel Trübsal!“

Nin was et met den Luikenfen'n wieer dat Sülbigte offe domols, do dat Nervenfäuer van Hius tén Hius gung. Rich eummol, dat den aule Kunrod eunen gewissen Minsken vörher seker näunt hedde, den neigenstens¹⁸ krank weren un sterben soll. Wal hadde heu seu kirt; „In inder Roberskopp giff et auf Leid.“ euder, heu verkünige, dat eun Kranke sterben soll, seu annere auf justie der sülbigten Meinunge wören. Dat was dann, wann nicks weier för eunen tén hoppen stund.

Hui ollen Unglücke gaff et doch auf wat tén lachen. Do was eun Mann van geuen Vermeugen un gar nenn Fründ van den Daus. Et gefell enne hui up der Eren nau tén geut. Den was jümmer bange, dat baule¹⁹ mol auf sein eugen Sterben soll vörherseggt weren. Dorümme gung heu faken no suinen Rober hen un brochte enne ollerhand, wat den Minsken nützte es.

Et besroge domols den Robers, den faken van olle den Speutenfen'n kirt hadden, of seu et mui seu dro noseggen wöllen, wan Kunrod den Daut van eunen Minskenlinne wirklich vörher seuen

hedde. Düt wort mui gewisse un seker ténseggt;²⁰ öbber dorbut bleif et auf. Seu versckern mui noher wal mol: „Den Gewisse hät er wal van kirt, no wecken Dagen kenne wat in der Roberskopp für; öbber näunt hät heu nennen Minsken, den wat geueu'n soll.“ — Dat was et olle, seuder konn et nicks gewohr weren.

Do et hui Herbstidag meiermols hadden²¹ Barfrost²² seu echten Knallfrost gaff, leut et met olle den Krankuin un Sterben no. Nin wort et auf wieer stille van olle den Speutenfen'n.

Jümmer hadde et mui oll Mögge gieben, met den aulen Luistüchtnr mol eun Kirmwört anténfangen; öbber et was ämmesüß, dat woll un woll mui nich schlumpen.²³ Möchte et upstellen un anfangen, wat et woll, den Minske stelle sich gegen mui jümmertén schubbe.²⁴ Sunner Dagestuit freig et iut düssen Minsken, seu heu mui mol bemott, nicks heriuter. Ténverläst soll et mui doch mol glücken.

Et was ia der Freutuit, do den Heben²⁵ seu blog, seu klar wören un den hable Ausflucht öbber den greunen, jungen Robben henwägg.

Up eunen Feildwege, den no eunen gewissen Suite un dann öbber den Berg no'n S hobe geut, hadde et den Mann vör mui.

Et glücke för dütmol met enne seu sachte an't Kiren tén kumen. Do heu se', heu wolle no den berge, gint suine Fründskopp²⁶ anspreken,²⁷ hadde et en för eune dügende Halbestunnen Weges satet. Heu wort mui nin nich wie'r seu baule laus. Gint, up den Hobe, do heu henne woll, wöre eune krank, no denn möhte sich mol ämmeden'n,²⁸ seu vertell heu.

Nin was et met muinen Feuerwerke²⁹ in den echte Tron³⁰ geroen. Ganz sachte brochte et enne up dat Sterben un an, olle dat, wat er seu an herümme hummelt. Baule wören mui auf do anlanget, wo heu met suinen Kiren gegen mui nich geren henne woll. Dat wören den Vörgeichten un dat Luikenfen'n.

Seu, offe of mui van söcken Werken oll lange in freueren Tuisen kirt hedden, un offe of et en sülbent auf an löfte, se' et: „Et es doch wunnerbor, dat hui Luis seu männigerlegg vörher seu'n un seggen köunt.“ Den se' hui nich jo un nich nei tén. Heu verstücte mui, dat wöre eune Leidenschaft. Dat soll nich seu heuten, wat den Minskenfinner, den nich echt Plat kirt, dor unner verstöt, et solle beduuen, dat wöre eun Leiden, eun Uebel.

Et stelle mui seu, offe of et düt nich recht insaten³¹ könne, un offe of et der Meinenje wöre, et möße denn doch ganz angenehm sein, vöriut tén wetten, wat laterhen sehen'n solle. Dat woll den aule Mann nich rechtgieben un kire jümmer seu, offe of et eune Ort van Unglücke bedudde,³² wat öbber den Minskenfinner kenne, wann seu dat Luikenfen'n lehren.

Et lache: „Seu man dat nimmt. Es et nich met annern Dingen justie seu? Den eunen maket dat Lehren in der Schule Vergneugen, den annern

unbännige Unmögge. Wat den eunen teu'r Lust es, wert den annern teu'r Last." Et kam den Manne auf neiger un gaff enne teu versto'n, dat el geren dat Luikenseu'n lehren woll.

Do tang den Aule eun ganz duister, erensthaft Gesichte un schull: „Wat will Heu? Eun Kind es Heu giegen mui un went nau lüms²² nich, ümme wat heu beet. Meunt Heu denn, et wäre eun Bergneugen, männigmol Nacht för Nacht van den Bedde upteu'sto'n, no den Kreuzwege teu luiken un teu seu'n, wer olle achter den Luikwagen achter es? Nei! nei! Begiebe Heu sich! Froge Heu nich no söden Werken. Eune soll sich denn doch vörstellen, dat Heu sich dat bewußt wäre, wat det heit: „Uebermut duht selten gut.“

Dat mößte el enne oll recht gieben; öbber el se', el woll un woll Grund dorinne hebben, wat van den Klären van Luikenseu'n wahr wäre. Nischierigkeit²⁴ driebe mui nich; öbber den reggene Wehrheit, den wolle el auf gewohr weren. Walmeudig²⁵ wäre el nau weuniger, do hedde el nennen Grund teu. Dann gaff el enne teu versto'n, dat el et mui wal bewußt wäre, wo et teu maken sinne, dat eune dat dubbelte Gesichte van den annern aneume. Wat heu auf wal dorup entgiegen seggen

wolle, könne mui van den Vörhebben nich afbringen. Seu mui den eune düit nich lehren wolle, soll er sich eun anne're wal teu sinnen.

Mui kann den aule Runrod nich seuder. Heu quaddere seu hen und her un gaff dann teu, dat heu den Werke nich seu recht verstünne, do el van läre. Wohr wäre wal, dat heu falen söcke „An-nunge“ hedde; öbber dat rechte Luikenseu'n kunne heu nich meier. In suinen Stamme²⁶ wäre et jümmer wesen, un suin Hauteite²⁷ wäre wal jümmer ollers-hand vöriut seu'n hebben

Erläuterungen:

1 Leichenseher. 2 Nervenfieber. 3 niedergetreten. 4 angesehenen. 5 Gewiß. 6 Hausgenossenschaft. 7 Leichenbegängnis. 8 Furcht. 9 Leibzuchtshaus. 10 sah. 11 Brennholz. 12 Öhren. 13. mit Namen genannt. 14. nächstens. 15. Seuche. 16. Rote Ruhr. 17. Roggen und Weizen. 18. nächstens. 19. bald. 20. zugesagt. 21. starken. 22. Frost ohne Schnee. 23. glücken. 24. scheu. 25. Himmel. 26. Verwandtschaft. 27. besuchen. 28. umsehen. 29. Fuhrwerk. 30. Geleise. 31. lassen = begrüßen. 32. bedeutete. 33. selbst. 34. Neugier. 35. Uebermütig. 36. Familie. 37. Großvater.

Unsere Heimat in Liedern und Gedichten.

Von Friedrich Frevert.

Bad Meinberg.

Liebtlich liegst du im Tal am Fuße bewaldeter Hügel,
Die wie ein schützender Wall deine Gelände umziehen.

Heilung bringend den Kranken und neue Kraft und Gesundheit,
Spielen um Baum und um Strauch, Sonnenlichter und Luft.

Mitten im freundlichen Park, im Schatten der prächtigen Bäume,
Rauschet die Werke ihr Lied, tönet der Vögel Gesang.

Allen Genesenden klingts wie Kunde von besserer Zukunft;
Heiterer wird das Gemüt, heller und klarer der Blick.

Kommt dann der Abend und wandelt der Mond so friedvoll am Himmel
Senkt sich auch Frieden und Ruh' in das bekümmerte Herz. —

Hoch überragt vom Gemäuer des Kirchleins und uralten Linden,
Liegen die Häuser des Dorfs zwischen den Hügeln verstreut.

Kirche und Linden sind Zeugen von längst erloschen Geschlechtern,
Die einst das Kirchlein gebaut, fröhlich die Linden gepflanzt.

Lange schon ruhen sie aus im Schatten der mächtigen Bäume;
Ihre Gräber bedeckt jährlich das fallende Laub.

Wie die Väter vor Zeit, so wallen noch heute die Enkel
Zu dem Kirchlein empor, Frieden suchend und Trost.

Feierlich klinget zu Tal das Sonntagsgeläute der Glocken:
„Hoffet! Das fallende Laub predigt den künftigen Lenz.“





Blätter

für lippische Heimatkunde.



Beilage der Lippischen Landes-Zeitung.
 Druck und Verlag der Meyerschen Hofbuchdruckerei in Detmold.
 Gesamthoheitliche Leitung: Max Stuercke in Detmold.

Die Abonnenten der Lippischen Landes-Zeitung erhalten die Blätter kostenlos.
 Der besondere Rohmaterialwert, sie auf bestem Papier für 0,30 Mark vierteljährlich abgegeben.



Nr. 4.

1910.

11. Jahrgang.

Inhalts-Verzeichnis.

Erinnerungen an die Familie Schönfeld.
 Das westfälische Bauernhaus.
 Literarisches.

Unsere Heimat in Liedern und Gedichten. Von
 Friedrich Frevert.

Erinnerungen an die familie Schönfeld.

In der Voraussetzung, daß es einzelne Leser interessiert, etwas über die Familie Schönfeld zu erfahren, mögen aus deren alten Schriften einige folgen:

„Dr. Gregorius Schönfeld war geboren zu Bahna, einer Stadt in Sachsen, unterhalb Wittenberg, im Jahre 1559. Sein Vater hieß Gregorius v. Schönfeld, seine Mutter war die Tochter des Michael v. Arensdorf.

Sein Vater trug für seine Erziehung ganz besondere Sorgfalt. In der Schule seiner Vaterstadt zeichnete er sich so sehr aus, daß er vor anderen dazu tüchtig erkannt wurde, um als Fürstl. Alumnus in der Schule in Meißen, welcher damals Matth. Dresser als Rektor vorstand, geschult zu werden. Den Statuten gemäß blieb er hier 6 Jahre, ohnerachtet er mit 4 Jahren genug gehabt hätte, und ging dann auf die Universität Wittenberg. Nach absolviertem philosoph. Cursus, nachdem er Magister geworden, widmete er sich mit vollem Eifer der Theologie; erhielt 1591 die Doktorwürde und zugleich auf Empfehlung seines Freundes D. Pierius das Predigtamt und Superintendentur zu Delitzsch, in einem halben Jahre darauf aber in Dresden die Superintendentur sammt der Hofpredigerstelle bei dem Kurfürsten Christian I. Weil er aber der Lehre der Reformation zugethan war, so bat er in den damaligen bekannten Gährungen in Sachsen um seine Entlassung. Diese erhielt er und wendete sich nun mit seiner Familie nach Wittenberg. Auf seiner Reise, die er in die Pfalz

thum wollte, kam er nach Cassel und predigte vor dem Landgrafen Wilhelm. Dieser schenkte seinen Kanzelgaben Beifall und ernannte ihn 1592 zum Hofprediger, adjungierte ihn dem damaligen Superintendent Meher in Cassel. Am 25. August desselben Jahres erfolgte der Tod des Fürsten, und Schönfeld hatte die Gnade, dem neuen Regenten Landgrafen Moritz, eben so sehr zu gefallen. Er verordnete ihn nicht nur 1599 zum Professor bei dem errichteten Collegium Mourcharium, sondern auch 1600 zum Superintendenten in Cassel. Im Jahre 1605 schickte ihn der Fürst nach Marburg, um im Oberkonsistorium die Einführung der sogenannten Religions-Verbesserungs-Punkte zustande zu bringen. Seine hierbei mit Andern erlittenen Drangsale und Mißhandlungen von dem aufrührerischen Pöbel, so hart sie Leib und Seele angriffen, ließ ihn die göttliche Vorsehung ohne Lebensgefahr überwinden. Die Sachen gediehen zu dem vorgestellten Ziel und er konnte nach wie vor seine Thätigkeit dabei bezeigen. Der Landgraf Moritz versetzte ihn am Ende des Jahres 1606 als Prediger und erster Professor der Theologie nach Marburg, und gab ihm dabei den Vorstoß am dortigen Consistorium. Seiner häufigen Geschäfte ungeachtet wurde dennoch von dem Fürsten seine Gegenwart auch öfters in Cassel verlangt, theils den Berathschlagungen in vorkommenden Kirchensachen beizuwohnen, theils auch bei feierlichen Zusammenkünften Fürstl. Personen vor solchen zu predigen, da man seinem Vortrage gern ein vorzüglich Gehör gab.

Im Jahre 1628 lähmte ihm ein Schlagfluß die ganze rechte Seite; alle selbst mit großer Sorgfalt des Landgrafen begleiteten Mittel dagegen wollten nichts fruchten und noch desselben Jahres 1628, 69 Jahre alt, machte der Tod seinem thätigen Leben in Cassel ein Ende, wo er sich eben aufhielt, und ist den 26. Novbr. in der Stiftskirche zu Cassel begraben. (Siehe Strides Grundlage etc. 13. Band und Schlegels Lebensbeschreibung der Dresdener Sup. mit dem Bildnis Schönfeld's vorangesetzt.)

Er hat viele Gelegenheitschriften und Predigten herausgegeben, auch eine Bibel in Fol. Cassel 1601. (Der Spruch 1. Joh. 5, 7 ist darin ausgelassen.) Er hatte einen einzigen Sohn, Gregorine Schönfeld, der Professor eloquentiae und Syndikus zu Marburg war. Dieser starb aber den 3. September 1625 als Konsistorialrat-Syndikus in Cassel noch vor dem Vater. Er hatte eine Schwester Elisabeth Juliane, welche aber im Oktober 1637 unverheiratet starb. So fiel alles auf seines Bruders Söhne Stephanus und Gregorine Schönfeld, von denen auch die Schönfeld'sche Familie im Hessischen und Lippschen abstammen."

Abchrift aus dem Testament des Schönfeld.

Dispone inquit dominus domutuae morivis enimter!

Beschide dein Haus, sagt Gott zu dem todekranken Hiskia; denn du wirst sterben und nicht lebendig bleiben.

Ei, im Namen Gottes, so will auch ich Gregorius Schönfeld S. S. Th. D. indem ich nunmehr alt, krank und ableibig bin, auch mein einziger Sohn im Herrn selig entschlafen ist, und solches gesagt sein lassen und mein Haus beschiden, das ist, mit guten zeitigen für Rath und wohlbedachter Gemüthe, mein Testament, Ordnung und letzten Willen setzen, machen und beschließen, setze, ordne, mache und beschließe also auch solches in der allerbeständigen Weise, Form und Gestalt ich immer kann oder mag, und wie solches in aller geist- und weltlichen Rechten Gewohnheit wegen am allerbesten Kraft, Macht und Bestand hat haben soll und versorgt werden mag in und mit Kraft dieses auf Korn und Maß wie folget:

1. Zuerst danke ich meinem Gott, daß er nicht allein mich arme Creatur mit Leib und Seele geschaffen, sondern auch mich durch Jesum Christum zu seinem Eigenthum erkaufte und mir im Evangelio aller meiner Sünden Verzeihung und das ewige unsterbliche Leben aus lauter Gnade und umsonst verheißen hat, das ist gewißlich wahr und in solchem Glauben will ich leben und sterben.

2. Vorerst begehre ich, daß nach meinem Abschied meine Leiche bei meinem Sohn schlecht und christlich zur Erde bestattet werde, der fröhlichen Auferstehung und Zukunft des Herrn Jesu Christi erwartend.

3. Und nachdem die institutio haeredis ist ein wesentliches Stück und Grundfest eines jeden rechtmäßigen Testaments, so benenne und setze ich meine liebe Enkelin Elisabeth Juliane zu meiner rechten Erbin und Erbinnehmerin in allen meinen liegenden und fahrenden, beweglichen Gütern und will, daß sie, die benannte instituierte Erbin dies mein Testament, Willen und Ordnung durch alle Blätter mit meiner Hand unterschrieben für gut und zu dank annehmen, und auch im geringsten nicht disputieren solle. Vorab weil mein Sohn seliger über die mütterlichen

Güter allbereits weit mehr bekommen, als seine legitima betragen kann. Denn 1. haben seine studia viel gekostet, dazu ich ihm zwei fürnehme Männer, Herrn Steinium und Herrn Grobium gehalten. Wie desgleichen seine fernere peregrinationes, dazu ich ihm Herrn Drhordiam mitgegeben habe; 2. sind seine zwei elocationes sehr kostbar gewesen; 3. habe ich ihm zu seiner Haushaltung ein ansehnliches gewisses Geld gegeben; 4. habe ich einen Theil seiner Schulden abgetragen. Also, daß die Summe, was er dergestalt bekommen, sich über achtausend Thaler beläuft, und mir alten, kranken, elenden und armen Mann ein Geringes zu Unterhalt dieses Lebens bleiben würde, so mich mein gnädiger Fürst und Herr Landgraf Moriz nicht in Gnaden versorget. Derowegen thue ich ja keinem Unrecht, wann ich noch von dem Wenigen, das mir ist, nach Christo Recht und meinem Willen ferner disponire und testamentiere wie folgt:

4. Und will ich nach dem Recht Zelaphepan, damit mein Name in meinem Geschlecht nicht untergehe, daß ein Diener des Evangelii in Hessen linea Cassel allezeit bleibe und leuchte, dazu ich dann das, was alljährlich 60 Rth. von einem tausend Rth. Capital aus der Christlichen Rentkammer zu Cassel in die Gregorii zum Stipendia einem Schönfeld gegeben und legiret, welcher graeca et hebraica, darinnen die heilige Bibel geschrieben ist, anfänglich sofern studiren, damit er demnächst sein studium theologium desto nützlicher vollführen, anderen idioten auch was sie etwa aus der grundgöttlichen Schrift zu wissen begehren, desto füglicher gottselig unterrichten können.

5. Und damit solch stipendium richtig, gewiß und geweiherlich ins Werk gesetzt werde, setze und ordne ich dazu, bitte, suche und begehre in der Unterthänigkeit zum obersten inspector und Executore den Durchlauchtigen, Hochadelgeborenen, meinen gnädigen Fürsten und Herrn, Herrn Morizen, Landgrafen zu Hessen und Hochdenselben Nachkommen zu ewigen Zeiten, daß Hochdieselben dieses legatum so ad pias causas geht, gnädig schützen, evenseniren und exequiren wollen, daß wofern kein Schönfeld sich zum Studiren begeben wollte, alsdann immer, so von Elisabeth Juliane Schönfeldin geboren wäre und studire, wofern aber auch ein solcher nicht vorhanden wäre, alsdann sonst einer aus dem Fürstenthum Cassel zu solchen stipendio zu Ruh der Gemeinen Gottes daselbst gelangen möge.

6. Ich will aber, daß solch Stipendium einem jeden auf sechs Jahre soll conferirt und gehandreichet werden, dergestalt, daß er etwa die ersten zwei Jahre in der Klasse allhier frequentire, da ihm denn nur 30 Rth. alljährlich gefolgert, die übrigen 60 Rth. aber vom Herrn Superintendenten und Rectore allhier, welche ich hiermit zu Inspectoren ordne, zurückgehalten und in folgenden Jahren desto besser sich aufzubringen, verhandreichet werden sollen. Würde sich aber einer oder der andere zum gradu doctoratis bequemen, so soll ihm alsdann das Stipendium auf 8 Jahre gelassen werden.

7. Neben dem legire und gebe ich den Armen und Fremden im Hospital zu Cassel in der neuen Stadt an der Fulda hiermit die Hauptverschreibung Christoph Philipp Cramers allhier, welche sich am Capital auf zweihundert Gulden erstreckt, so von Herrn Hospitalmeister erben, denen vom Jahre darauf ruhenden interessen eingefordert, an ge-

wissen Ort auf pension gethan und selbiger pension jährlich auf Gregorii Tag unter die Armen spendirt werden solle.

8. Und will ich auch, daß die Elisabeth Juliane meinen Vettern und jetzigen Diener Gregorius Schönfeld meine und des Sohnes sel. Meider sammt zweihundert Gulden Casselisch handreichen und zustellen soll, zu seiner ehelichen Heirath.

9. Will ich auch, daß, wenn der liebe Gott die Elisabeth Juliane zum Ehestand und Haushaltung gebracht hat, sie ihre arme Waase Anna Forstemeier zu Marburg zu sich nehmen und im Hause aufwarten lassen, und wenn sie zum Ehestande treten würde, ihr treulich beispringen und einhundert Gulden Casselisch meinetwegen geben und bezahlen solle.

10. Desgleichen bescheide ich auch meiner Waase, M. Capitanei erster Tochter, als eine Schönfeldin auf ihren Ehestand einhundert Gulden Casselisch zu meinem Gedächtniß.

11. Weil auch in letzt aufgerichteter Ehestellung meines Sohnes sel. verscheidet, es sich gebühret auch allen Rechten und dem Landbrauch gemäß ist, daß jedem Kinde dasjenige, was von seiner Mutter da und vorhanden ist, allein verbleibe, meiner Schnur Christiana aber, Elisabeth Julianes Mutter sel. köstlichen Sachen (:so ihre Waislein allein zu steht, und alles eigenartig in einem von mir ihrem Altvater dazu verordneten Buche verzeichnet worden ist :) überkommen und nach sich gezogen; als wird es billig bei gedachter aufgerichteter Disposition in diesem Paß gelassen, und sie meiner Tochter Christiana fleißig gebeten, meiner Enkelin alles wieder unverrückt und gültig zu vesteniren und sich deswegen mit den Vormündern zu vergleichen.

12. Ich will, setze, ordne und beschließe aber hiermit in aller bester Form Rechtsens, wie das immer kann und mag geschehen, daß der im Fall oft gedachter, meiner Enkelin Elisabeth Juliane entweder vor, oder nach meinem Tode über kurz oder über lang ohne Heirath versterben würde, alsdann aller der jeko erwähnten Güter auch mein lieber Bruder Gregorius Schönfeld auch meines Namens Bürgen zu Zahna und dessen recht lieben rechtmäßigen Erben und Erbnehmern sein sollen. Setze und verordne auch jetzt gesagtem Gregorium Schönfeld und dessen ehelichen Leibeserben auf solchen Fall wegen solcher aller jetzt im Testament erwähnten Güter ein, und zum gewissen Erben und Erbnehmern seines Gefallens zu schalten und zu walten Macht zu haben, doch solcher Gestalt, daß er alle Schuld und legata contondire und bezahle. In sonderheit aber, daß er wieder zweihundert Gulden im Hospital zu Cassel droben vermacht, vierhundert Gulden, item daß er auch noch zweihundert Rth. zu den bestimmten eintausend Rth. des stipendii gebe, daß also drei stipendiaten davon gehalten werden, alles wie droben Nr. 5, 5, 6 erklärt, doch daß davon einer Macht habe, medicinaen zu studiren und an das studium theologicum nicht verbunden sei Da auch jetzt bemeldete meine Enkelin sich verheirathen, aber ohne Leibeserben Tods verfahren würde, sollen auch solchem Fall derselben Erben, jetzt berührte dreitausend Rth. zu dem stipendio zu entrichten verbunden und ihre meiner Enkelin was abstehet cum isto onere verbunden sein.

Das Testament ist mein, also, daß ich noch jetzt und im Leben etwas ab dafür und dazu nehme. So etwa aber will ich auch männiglich verboten haben, wider diesen meinen letzten Willen zu thun, weder durch sich selbst, noch durch andere schaffen gethan werde. Und wäre es, daß einer oder mehrere Personen diesen meinen letzten Willen und Testament bestreiten oder anfechten wollten, der oder dieselben sollen alsbald ihres Erbes legati und Sazung gänzlich beraubt sein, und solch Erb und legat dem gehorsamen Theil, so zufrieden sein, und sich dieses meines letzten Willens begnügen wird, allein anfallen und zustehen, ohne Eintracht und Hinderung aller männiglich.

Und damit dies mein Testament und letzter Wille ungestritten verbleibe, und alles Inhalts observiert werden möge, so bitte und begehre ich in aller Unterthänigkeit zum obersten Inspector und Executor desselben, den Durchlauchtigen Hochgeborenen Fürsten und Herrn Herrn Morizen, Landgrafen zu Hessen, Grafen zu Katzenellenbogen etc. dergestalt, daß hochgedachte Durchlaucht dieses mein Testament und letzten Willen gnädig manutuniren; und verschaffen lassen wollen, damit sowohl mein weniger Nachlaß an End und Orten wo verordnet, möge ausgetheilt, als auch meinen verlassenen Waisling zu dessen angefallenen Erbteil viadativa Vormünder angesetzt werden möge.

Zu mehrerer Befestigung habe ich Gregorius Schönfeld S. S. Th. D. dieses Testament und letzten Willen auf allen Blättern und Seiten mit eigener Hand unterschrieben und mit meinem Pestschaft besiegelt. Und damit soviel weniger gestritten werden möge, sollen oder können hierzu nachkommlich benannter Notarium cum projectione anri et argenti erfordert, dergestalt, daß er die subscriptiones und subsignationes wie auch recognitionem manue et sigillorum folgender sieben Zeugen, welche ich specialit zu diesem acta ersucht und gebeten, ansehen und hören, folgendes alles in notam erhalten und darüber ein oder mehrere instrumenta aufrichten wolle.

So geschehen Cassel am Sonntag invocavit anno D. 1627.

(L. S.)

Gregorius Schönfeld

(L. S.)

Daniel Angelocrator

(L. S.)

Paulus Steinius

in fidem rogatus testis subscripsi.

(L. S.)

Joannes Beermannus

tistis ad hoc, specialiter rogatus subscripsit sigillarie.

(L. S.)

Joh. Georg Grobia

Tig: rog: L. subse.

(L. S.)

Joh. Guernera

testis rogatus subscripsit.

(L. S.)

Jo. Daniel Sturd

in fidem subscr.

(L. S.)

Georg Schimmeleifemmy

in fidem subscr.

Vergißmeinnicht.

Hör' doch endlich auf, mein Hännchen, mich zu quälen. Ich bitte dich!
 Du bist betrübt, warum willst du's verhehlen? O Hännchen, sprich!
 Kann dich ein Schmerz, kann dich ein Kummer nagen? Dich kränken was?
 Das ich nicht willig war, mit dir zu tragen, Kind, glaubst du das?
 O sage mir, wenn Liebes oder Leides mir widerfuhr, Wem klagt ich jemals beides, als Hännchen nur?
 Nach's wieder so; wenn irgendwo ein Leiden dich niederschlägt,
 So klag es dem, der alles, wie die Freuden, gern mit dir trägt. —
 So hat besorgt, was seinem Liebchen fehlte, oft Hännchens Freund,
 Wilhelm, der's treu mit Herz und Seele meinte, er hat und fleht'.
 Und bat mit bangem Sehnen und ließ nicht nach, Bis Hännchen unter Tränen dies Schweigen brach.
 So höre denn, was such' ich's zu verhehlen, ich kann's ja nicht:
 Mich schreckt und quält, o dürft' ich's nur erzählen, ein Traumgesicht.
 Mir träumt, als ständ' ich hier im Tale, vom Hain begrenzt,
 Zur Zeit, wenn uns zum letzten Male die Sonne glänzt.
 Ich sah so hier und da die Auen grünen und, ach so weit
 Ich konnte schauen, die Bäume blühen im bunten Kleid.
 Ein Blumenheer wie jemals zum Entzücken sah wachend nur mein Aug';
 Wollt' ich mir welche pflücken, so welkten sie so schnell, so schnell,
 Daß Farb' und Glanz verschwanden wie Wetterstrahl,
 Und alle, die ich angerührt, die standen verschrumpft im Tal.
 Mir ward so bang, ich fing laut an zu weinen, das Herz schlug mir,
 Da sah ich dich am Hügel dort erscheinen und klagt' es dir.
 Du aber sprachst: Laß keine Träne fließen; denn, Kind wir sind
 Bald in dem Tal, wo bess're Blumen sprießen, die nie vergeh'n.
 Kaum war das letzte Wort aus meinem Munde, so war es Nacht
 Und fürchterlich, wie um die schwarze Stunde der Mitternacht;
 Ein Donnerwetter hör' ich ferne brausen, ein Blitzstrahl schlug
 Grad' auf mich zu, da war's, als ob mit Sausen der Sturm mich trug.
 Ich rief dir zu: Komm, Wilhelm, laß uns eilen zur Hütte dort;
 Du aber sprachst: Mein Hännchen, kannst noch weilen! und flohest fort.
 Ich rief dir nach: Du deine Braut verlassen? In solcher Nacht?
 Und wollte dich mit meinem Arm umfassen, als ich erwacht. —
 Was mag mir wohl der bange Traum bedeuten? Wer gibt mir Licht?

So gern möcht' ich, so gern nach Wunsch ihn deuten und kann's doch nicht.
 Wie kann ein Traum dir Ruh' und Kummer rauben, du gutes Kind?
 Da Träume doch, o Hännchen, kannst mir's glauben, nur Täuscher sind.
 Dem einen träumt', er habe Gold gefunden und bleibt doch arm,
 Dem andern träumt, sein Liebchen sei verschwunden, und hält's im Arm;
 Ich selbst fall' oft von Felsen oder Höhen, Haus oder Baum,
 Doch mir ist nie was Leids gesch'eh'n nach solchem Traum.
 D'rum achte nicht, ich bitte, Kind, auf Träume, sie sind nicht wert,
 Daß man um sie das Stündchen Lust versäume, das Gott gewährt.
 Sieh', wie der Busch sich wölbend um uns neiget und Schatten gibt,
 Wie hier der Wald und dort die Flur bezeuget, daß Gott uns liebt.
 Er, der uns schützt, wird uns auch im Leben geben, wenn's uns nur nützt.
 Sieh' doch der Sonne Lauf, wie herrlich geht sie unter! Wir standen auf.
 Da floh, verscheucht, ein Reh mit Windesschnelle beim Busch vorbei,
 Ein Jäger schoß, und Wilhelm, auf der Stelle durchbohrte vom Blei,
 Fiel hin und rief: Mein Jesus, dich erbarme, das Herz mir bricht!
 Ach Hännchen, ach! — er sank in ihre Arme — vergiß mein nicht!
 Und Hännchen lag, bedeckt mit seinem Blute, sich unbewußt,
 Als ob sie schon im Grabe ruhete, auf Wilhelms Brust.
 Gefunden und den Ihr'gen übergeben, wo jeder sähre und lief,
 Bis man zurück ins Leben sie wieder rief.
 Ins Leben zwar, doch nur auf wenig Stunden, denn diesen Schmerz,
 Den Hännchen jetzt empfunden, trug nicht ihr Herz.
 Dem dunklen Aug' entquoll nicht eine Träne, die Lind'ring gab;
 Sie seufzte nur, daß es ihr besser wäre nach Wilhelms Grab.
 D'rauf fing sie sterbend leise an zu bitten: Wo Wilhelm liegt,
 Begrabt auch mich; bald hab' ich ausgelitten. Doch trauert nicht,
 Daß ich vor dem mich eurem Arm entwinde, der sterbend sprach:
 Vergiß mein nicht! Damit er treu mich finde, eil ich ihn nach.
 Sie ward beweint und unter frommen Klagen im Trauertal,
 Wo Wilhelm liegt, in seiner Gruft begraben, wie sie's befaßl.
 Hier ruht sie nun, und fromme Geister schweben oft bei der Gruft,
 Bis endlich sie zum Lohn der Treu' ins Leben ein Engel ruft.
 Nach diesem Falle geh'n nun heutzutage die Mädchen da
 Des Jahres einmal mit Trauergesang und Klagen hinab ins Tal

Wo jede keufzend von dem Grabesrande sich Blumen
bricht,
Und diese nennt man jetzt im ganzen Lande: Vergif-
meinnicht!

Dieses Poem wurde im Nachlaß der früher im
Lande wohnenden Schönfeld'schen Pastoren-Familie
vorgefunden. Der Dichter ist leider nicht genannt.
Gleichzeitig ist auch der Stammbaum dieser weitver-

zweigten Familie vorgefunden worden, der mit dem
Jahre 1559 beginnt. Man findet darin Prediger in
Brake (woselbst 1680 Frau Gräfin von Diester-
feld und die Frau Gräfin zu Brake Gebatterinnen
bei Schönfeld gewesen sind). Ferner findet man
Prediger in Siligen, Blomberg, Talle, Cappel,
Hauftenbeck, Almena, Wöbbel, Elbringen, Reel-
kirchen aus der Familie Schönfeld.

Das westfälische Bauernhaus.

Seitdem Anette von Droste-Hülshoff die pracht-
vollen Schilderungen aus Westfalen geschrieben hat,
findet das Land der roten Erde auch in der Litera-
tur viel mehr Beachtung als früher. Es sind dort
eine Reihe westfälischer Dialektdichter entstanden,
die immer mehr in ganz Deutschland Beachtung
finden. Augustin Wibbelt, der jetzt am meisten von
ihnen gelesen wird, gibt sogar einen eigenen west-
fälischen Volkskalender „De Kiepenkerl“ heraus, der
ein getreues Abbild des Lebens und Treibens in
seiner Heimat bietet. In dem 2. Jahrgang gibt er
eine hochinteressante Beschreibung des westfälischen
Bauernhauses. Wir entnehmen diesem Artikel das
Folgende:

Die erste Eigentümlichkeit des westfälischen
Bauernhauses liegt darin, daß das Hauptgebäude
mit den Nebengebäuden nicht nach niederfränkischer
Art zu einem festen viereckigen Komplex mit einem
Hofraum in der Mitte zusammengeschlossen ist, son-
dern sich frei gruppiert, indem das Hauptgebäude
beherrschend hervortritt, während die Nebengebäude
sich regellos herumlagern. Damit ist die weitere
niederländische Eigenart gegeben, daß die Wohnung
nicht einen besonderen Flügel des Ganzen bildet
oder gar für sich allein steht, sondern mit den Stal-
lungen unter einem Dache liegt. Der westfälische
Bauer wohnt mit seinem Vieh, wenigstens mit
Kühen und Pferden zusammen, wenn auch gegen-
wärtig eine besondere Schrankwand die Wohnungen
von dem Wirtschaftsteil abschließt. Früher war
diese Zusammengehörigkeit, die in dem gemeinsamen
Dache ihren Ausdruck findet, noch stärker betont,
da Diele und Küche einen Raum bildeten. Eine
dritte Eigentümlichkeit liegt in der feststehenden
Einstöckigkeit der Wohnung. Wohl gibt es, nament-
lich zu den Seiten der Diele über den Stallungen,
höher gelegene Schlafkammern; aber der Grundtyp
des Hauses ist dieser: unten die Menschen und das
Vieh, oben unter dem breit ausladenden Dache die
Feldfrüchte.

Die Gestalt des Bauernhauses, das lange niedrige
Rechteck mit dem hohen Dache, läßt deutlich die Ur-
sprungsform, das Langzelt der Viehzucht treibenden
Ureinwohner, erkennen. Auf diesen Ursprung weist
auch die im Mittelalter bestehende Rechtsprechung
hin, daß das Bauernhaus als „fahrendes Gut“,
das heißt, als bewegliche Habe galt. Wie die Zelt-
stangen in den Boden gesteckt wurde, so wird man
anfänglich bei den ersten festen Wohnungen auch die
Tragpfosten in den Boden gesenkt haben. Gemauerte
Fundamente kannte man nicht, auch die Wände

wurden nicht gemauert. Noch jetzt haben die alten
Bauernhäuser Spränkelwände, sie sind aus Eichen-
sprossen geflochten und mit Lehm betorfen. Da
das Holz im Boden morsch wurde, mußte man die
Pfosten auf den Boden setzen; auch legte man wohl
mächtige Steinblöcke, sogenannte Findlinge, dar-
unter. Nun aber hatte man kein Widerlager mehr
für die langen schweren Dachsparren. Man half
sich dadurch, daß man nach innen zu an jeder Seite
entlang eine zweite Reihe von Pfosten unter die
Sparren setzte und diese Pfosten querüber und nach
den Seiten miteinander verband. Damit war das
wesentliche Bild des Bauernhauses gegeben: In der
Mitte die Diele, zu beiden Seiten die Stallungen,
über dem Ganzen der Boden in einfacher, zweckent-
sprechender Konstruktion. Die Diele als Hauptraum
beherrschte das Haus, von ihr aus war das Vieh an
den Seiten leicht zu füttern und zu überwachen,
von ihr aus konnte man durch eine Luke auf den
Boden gelangen, sie diente auch als Küche und
Wohnraum. Die Schlafstätten für die Familie be-
fanden sich an den Seiten in einer Art von Wand-
schränken, Dürk genannt, die von der Diele aus be-
stiegen wurden; so mußte dieser wichtige Raum auch
für die Toilette benutzt werden. Die Dienstmoten
schließen über den Stallungen auf sogenannten
„Bühnen“, wie sie auch jetzt noch in den Bauern-
häusern sich finden. Der Herd stand frei, hinter ihm
an der Außenwand lud die Herdbank zum Ausruhen
ein. Einen Schornstein hatte das alte Haus nicht;
der Rauch suchte überall seinen Ausweg, war aber
bei dem reichen Vorrat an gutem, trockenem Brenn-
holz nicht so lästig, wie man es vielleicht glauben
möchte. In dieser alten Gestalt findet man das
westfälische Bauernhaus nicht mehr; es hat sich in
mancher Hinsicht entfaltet und vervollkommenet, ohne
den Grundtypus verlassen zu haben. Machen wir
jetzt einen Rundgang durch das Haus, wie es sich
gegenwärtig noch darstellt.

Der Haupteingang liegt nach dem Hofe zu. Hier
zeigt sich ein großes vierflügliges Einfahrtstor mit
mächtigen Eichenpfosten, „Niendüör“ genannt
(untere Tür). Die Schwelle und der Mittelpfeiler
des Tores können entfernt werden, so daß ein volles
Fuder unbehindert auf die Diele gefahren werden
kann. Gewöhnlich liegt das Tor einwärts, der über-
dachte Vorraum heißt „Vörschöpsel“. Der Giebel
über dem Tore ist aus Eichenbrettern hergestellt
und hat in seiner Spitze ein rundes Loch, die
„Mhlenflucht“, die der nützlichen Mäusejägerin, der
Eule, Zutritt zum Boden gibt. Durch die Nien-

büor betritt man die Diele (Diäll), einen großen, mit Steinen belegten Raum; hie und da besteht der Boden auch noch aus festgestampftem Lehm. Hier rührten sich früher in den ersten Morgenstunden die Dreischlegel in rhythmischem Takt, deren Melodie so anheimelnd klang, die aber längst verstummt sind. Zu beiden Seiten der Diele befinden sich die Stallungen, und zwar stehen gewöhnlich rechts die Kühe, an Pfosten gebunden, und links die Pferde, frei im Stalle. Die Futtertröge sind in einer Reihe nach der Diele zu angebracht, so daß das Vieh von dort aus bequem versorgt werden kann. An der Wand des Kuhstalls läuft oben ein Brett entlang: der „Höhnerwiem“, zu dem das Federvieh von außen her mittelst einer Leiter Zutritt hat, und der im Winter einen warmen Platz gibt. Ueber dem Kuhstall ist die offene „Gille“, die meist Futtervorrat enthält. Ueber den Pferdehöfen liegen geschlossene Kammern, „Büenen“ genannt, Schlafstätten für die Knechte und Vorratsräume. Durch die sogenannte Schranktür herritt man die Küche, eine hohe, geräumige Halle, die die ganze Breite des Hauses einnimmt und nach beiden Seiten ins Freie führt. Die Küche ist der größte, wichtigste und gemütlichste Raum der ganzen Wohnung; hier wird gekocht und gegessen, hier wird der Nachbar empfangen, hier versammelt sich die Familie an den langen Winterabenden um das lodernde Herdfeuer. Der Herd ist an die der Schranktür gegenüberliegende Wand gerückt; eine mächtige eiserne Platte, oft mit Bildern und Inschriften geziert, schützt die Mauer, und der gewaltige Rauchfang, der „Bosen“, wölbt sich darüber. Im Bosen werden Schinken, Würste und Spedseiten geräuchert, die dann später im „Wiern“ unter der Decke der Küche ihren Platz finden. Ueber dem Herd liegt der „Saolbaum“ mit dem eisernen „Saol“, dem Kesselhafen, der nach Bedarf verlängert und verkürzt werden kann. Zwei eiserne Brandruten tragen das Holz, so daß freier Raum darunter bleibt, und die Luft besser zum Feuer hinzutreten kann. Die Wand trägt zu beiden Seiten des Herdes ein kleines steinernes Gefäß („Müer“ = Mauer); es ist der gewöhnliche Platz der kleinen Stehlampe, auch kann der Gast das Glas, womit er etwa bewirtet wird, dort abstellen. Ueber der Müer ist das „Müernlod“ zur Aufbewahrung kleiner, oft gebrauchter Gegenstände, unter derselben das „Askenlod“ für die Herdasche. An der rechten Seite des Herdes gleich an der Müer ist der Ehrenplatz, der dem Bauern zusteht. Hier befindet sich auch wohl ein kleiner Klappstisch, an dem ein geehrter Gast, etwa der Pfarrer, mit einem Schälchen Kaffee bewirtet wird, während der große Eßtisch in der Mitte der Küche steht. Kaum noch sieht man die alte Vorrichtung, daß dieser Tisch vor jedem Plaze eine Ausspülung hat, die als Teller dient; jetzt sind vielmehr die Zinnteller, die blank geschauert vor dem Rauchfang prangten, auch schon verschwunden und haben billiger Porzellanware Platz gemacht. Die alten in Blei gefassten Scheiben der Küchenfenster enthielten oft schöne bunte Bilder und Zinschriften, kunstvoll eingebrannt, die fast überall von Liebhabern oder Händlern aufgekauft sind.

Die Bettstühle, Durl genannt, die von der Küche aus bestiegen werden, sind auch verschwunden; hinter der Herdwand, die früher Außenwand war, ist längst ein dritter Teil des Hauses angebaut, der die beste Stube, die „Ufkammer“ und die Schlaf-

kammern der Familie enthält. Die Ufkammer liegt über dem nicht tief gegrabenen Keller, sie ist geräumig und niedrig und dient für größere Familienbesuche, wie sie früher regelmäßig zur Zeit der Kirchweih veranstaltet wurden. Bei einem solchen „Traktament“ fand die ganze Familie sich zusammen. In den Stuben und Kammern steht manches schöne Stück alter Bauernkunst, geschnitzte Schränke und Truhen und kunstvoll mit Eisen beschlagene Koffer, vielfach noch mit kräftigen Farben, besonders rot, blau und grün, geschmackvoll geschmückt. Die bescheidenen Meister der alten Zeit haben es verstanden, ihr Handwerk zur Kunst zu erheben. Leider aber räumten diese prächtigen Erbstücke immer mehr den charakterlosen Fabrikmöbeln ihren Platz. Von den Nebengebäuden ist besonders das Badhaus (Bads) zu nennen; hier befindet sich der Badofen, in dem die bewährten Pumpernickel, die mächtigen 40—60 Pfund schweren Schwarzbrote, 24 Stunden lang einer starken Hitze ausgesetzt bleiben, wobei die Fugen der Badofentüre dicht mit Lehm verstrichen sind. Mit einem gewöhnlichen Messer kann man der harten Kruste des Pumpernickels nichts anhaben. Es ist das Amt des Großknechts, das Brot zu schneiden; er legt zu diesem Behufe ein dickes Brustleder vor, stellt das Brot auf seine Knie und nimmt ein Messer, das hart und scharf ist wie ein Tranchiermesser.

Zu erwähnen ist weiter der Speicher, vielfach ein zweistöckiger Bau, früher auch wohl mit Gräben umgeben, der in unruhigen Zeitläufen aufgesucht wurde, um sich mit alten Flinten und sonstigen Mordwaffen gegen Ueberrälle zu verteidigen. Der Schoppen dient zur Aufbewahrung von Heu und Stroh und beherbergt auch wohl die Schweine, die man schon frühzeitig aus dem Hauptgebäude entfernt hat. Oft findet sich auch ein besonderes „Schweinehaus“ (Swienhus). Auf größeren Höfen ist noch eine Scheune (Schüer) vorhanden, in der meistens auch die Wagen und Ackergeräte aufbewahrt werden. Endlich sind noch zu nennen die Bleichhütte, eine kleine Bretterhütte, in der zu der Zeit der großen Wäschden des Nachts ein Knecht schläft, um die Bleiche zu bewachen, und das Zimm-schuer im Garten. Ein wichtiges Zubehör ist die Düngersstätte, der „Mißfal“, der in seiner Bezeichnung noch das alte Wort bewahrt, von dem Westfalen selbst seinen Namen trägt. „Fal“ bedeutet Ebene, „in den Fal legen“ heißt eben ausbreiten, Westfalen und Ostfalen bezeichnen die Ebenen westlich und östlich vom Wesergebirgsland mit seinem alten Heerweg.

Schon aus dieser Beschreibung ersieht man, daß die Westfalen ein deutscher Stamm von ausgeprägter Eigenart sind. Das Leben und Treiben der Bewohner läßt sich natürlich nicht so kurz skizzieren, wie die Einrichtung eines Hauses. Dazu sind am besten die kürzeren und längeren Geschichten und Gedichte geeignet, wie der „Niepenkerl“ sie in so bunter Auswahl bietet. Dieser echt volkstümliche Kalender, der in schöner Ausstattung zu dem billigen Preise von 50 Pfennig im Verlage von Frederbeul & Aonen in Essen erschienen ist, reiht sich unseren besten Heimatkalendern würdig an. Er führt uns in Wort und Bild manches schöne Stück aus Westfalen vor, und deshalb wird er überall willkommen heißen, wo Söhne der roten Erde wohnen.

Literarisches.

Scheffels Lied von der Tentoburger Schlacht.

Zu der Festliteratur, welche gelegentlich der Neunzehnhundertjahr-Feier der Varusschlacht erschienen ist, hat Prof. Dr. Linse einen Beitrag von dauerndem wissenschaftlichen Werte geliefert. In einer bei Dr. W. Ruhfus in Dortmund erschienenen Studie gibt er die Geschichte von Scheffels Liede „Als die Römer frech geworden“. Es steckt in den 33 Seiten der anspruchslosen Schrift viel Fleiß. Auf Grund einer umfangreichen Korrespondenz mit allen Stellen, von denen Aufklärung über strittige Punkte zu erwarten war, wird eine umsichtige Untersuchung geführt, die manches Fröge richtig stellt und einer bereits eingerissenen Unsicherheit in dieser und jener Frage ein Ende macht.

Es handelt sich zunächst um die Datierung des Liedes. Während bislang von den einen angenommen wurde, daß das Lied 1849 gelegentlich des Aufenthalts in Auerbach entstanden sei, andere es in das Ende der Studienzeit 1846—1847 verlegten, führt Linse den Beweis, daß es zwischen dem 26. Mai 1847 und dem 31. Oktober 1848 entstanden sein muß. Ueber den terminus ad quem kann kein Zweifel sein; denn unter dem 31. Oktober 1848 hat Scheffel, wie aus einem im Faksimile mitgeteilten Briefe hervorgeht, das Manuskript an die „Fliegenden Blätter“ eingeschickt. Aber auch der andere Termin wird mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit festgelegt.

Mit großem Scharfsinn wird danach untersucht, woher die Anregung zu der burlesken Dichtung stammt, und dabei ein gewisser Zusammenhang mit Heine aufgedeckt.

Einen breiten Raum nimmt die Frage nach dem Wortlaut ein. Die „Fliegenden Blätter“ von 1850 (Januar), sämtliche Ausgaben des „Gau-deamus“ und die ältesten Auflagen der beiden Kommerzbücher, des Magdeburg-Leipziger und des Lahrer, bieten einen Text von 13 Strophen. Dagegen finden sich in den späteren Auflagen der Kommerzbücher zwei Strophen mehr, nämlich:

Sui, da gab's westfälischen Schinken,
Bier, so viel man wollte trinken.
Selbst im Bechen blieb er held;
Doch auch seine Frau Thüsneld
Soff als wie ein Hausknecht.

Wem ist dieses Lied gelungen?
Ein Studente hat's gesungen.
In Westfalen trank er viel;
Dum aus Nationalgefühl
Hat er's angefertigt.

Und diese 15strophige Fassung liegt bereits 1850 in einer eigenhändigen Niederschrift des Dichters vor.

Nachdem das Verhältnis dieser verschiedenen Fassungen in ansprechender Weise erörtert ist, kommt der Verfasser auf die fremden, aus einem Kreise von Herforder Bürgern (Mödersohn, Mahmann) stammenden Zusatzstrophen, die jetzigen beiden Schlußstrophen, zu sprechen.

Den Schluß macht eine Untersuchung über die Melodie des Liedes. Nachdem es ursprünglich nach

der Weise „Die Hussiten zogen vor Raumburg“ gesungen worden war, setzt sich Anfang der 70er Jahre eine andere Melodie, das Werk eines Unbekannten, durch, die zum ersten Mal von dem Dortmunder Musikalienhändler L. Teichgräber mit Klavierbegleitung versehen worden ist. Diese neue Melodie ist in freier Anlehnung an den Gungl'schen Sturm-marsch (opus 26, Kriegers Lust) entstanden. Es ist Linse's Verdienst, zuerst auf diesen Zusammenhang hingewiesen zu haben; anerkannte Musik-autoritäten, wie Prof. Friedländer und Prof. Neupert, haben sich seinem Urteil angeschlossen.

Den Wert der empfehlenswerten interessanten Schrift erhöhen eine Reihe von facsimilierten Schriften Scheffels.

Dortmund.

Prof. Ernst Meyer.

Praktischer Heimatschutz.

Immer mehr lockt die mit Riesenschritten fortschreitende Industrie Deutschlands mit dem gleichenden Glanze anscheinend leichter verdienten Geldes das Landvolk an sich. Tausende von Opfern werfen sich alljährlich dem nimmermatten Moloch Großstadt in den Nachen. Moderne Nomaden ziehen sie von Stadt zu Stadt, von Mietkaserne zu Mietkaserne. Ueberall und nirgends zu Hause, schlagen sie nirgends Wurzeln. Die Begriffe Heimat, Heimatliebe, Heimatkunst im engeren Sinne sind ihnen abhanden gekommen im Hasten des Alltags unserer raschlebigen Zeit. Aber auch aufs Land hinaus bis in die fernsten verträumten Winkel dringt mit Dampf und Elektrizität die alles nivellierende Neuzeit und wird mit offenen Armen aufgenommen. An Stelle des aus dem Boden und den natürlichen Lebensbedingungen erwachsenen Bauernhauses stellt man geschmacklose Steinhäuser und ver-schandelt damit die Landschaft, der man zudem mit Arrondieren, Nivellieren, Regulieren jede Eigenart austreibt. Blutrüstige Kolportageromane verdrängen die Erinnerung an alte Mär und Sage. Dem Gassenhauer weicht das sinnige Volkslied. Dem weissenfremden Hochdeutsch d. h. zunächst dem Messingsch muß das bodenständige, klangvolle Platt den Platz räumen. Alte Tracht und alter Hausrat erhalten Nachfolger, die nicht der heimische Handwerker den heimischen Bedürfnissen angepaßt und mit schlichter Kunst ihnen den Stempel der Eigenart aufgedrückt hat, Nachfolger nach dem Katalog des Versandgeschäfts und Möbelmagazins. Zwischen dem abgewanderten Landlinde und seiner Heimat alte Bande neu zu knüpfen, alte Erinnerungen in ihm wieder aufzufrischen, im Landvolke das Verständnis für heimische Art, Sitte, Sprache, Literatur zu verbreiten, die Liebe zur Heimat zu wecken und zu beleben, ist daher eine der edelsten Aufgaben, wenn man erwägt, wie gerade in der Heimat die Wurzeln großer ethischer und materieller Werte liegen. Unter den Zeitschriften, die sich dieser Aufgabe unterziehen, marschiert schon seit Jahren in Nordwestdeutschland unser „Niederfachsen“ an der Spitze. Eine große Zahl Mitarbeiter mit klangvollen Namen, eine umsichtige Redaktion und ein rühriger Verlag haben sie in den 14 Jahren ihres Bestehens zu einem geistigen Sammelpunkte der niederdeutschen Heimatbewegung gemacht und

manche Anregung in und von „Niedersachsen“ ist auf fruchtbaren Boden gefallen. Zu wünschen wäre es, daß auch in unserer Gegend „Niedersachsen“ mehr Beachtung werde möge, als es bisher geschehen ist, denn gerade hier bedarf in weiten Kreisen der Heimatgedanke noch entschieden der Verbreitung und Vertiefung, und darum sei die bei ihrem reichen Gehalte billige Halbmonatsschrift allen, die sich mit der Heimatfrage aus Beruf oder Interesse beschäftigen, allen Gebildeten warm empfohlen. W.

Sven Hedins „Transhimalaja“.

Das mit Spannung erwartete Reisewerk des berühmten und populären Forschers liegt in zwei von Brockhaus prächtig ausgestatteten Bänden fertig vor uns. Damit ist eine Parole für die diesjährigen Weihnachtseinkäufe der Gebildeten gegeben. Das Aufsehen, das seinerzeit die Nachricht von der glücklichen Rückkehr des monatelang verschollenen Entdeckers erregte, dürfte noch in aller Erinnerung sein. Reicher und anregender, fesselnder und zugleich liebenswürdiger ist nicht leicht ein Buch. Es ist ein würdiges Denkmal, das Hedin selbst seiner letzten Tibetreise gesetzt hat. Eine fast märchenhafte Perspektive öffnet sich vor den Augen des Lesers. Aus dem britisch-indischen Kaiserreich brach Hedin nach Norden auf in das unerforschte Tibet, in das verbotene Land, das noch auf den neuesten geographischen Karten als ein weißer Fleck dem Beschauer entgegengähnte. Hier, das ist das grandiose Resultat der Hedinschen Expedition, erhebt sich, wie eine Insel aus dem Ozean auftauchend ein ungeheures Gebirge, das seinesgleichen nicht auf der Welt hat, und das nunmehr jeder Schulbube kennen muß, der Transhimalaja, dessen Gipfel sich höher als 7000 Meter über dem Meeresspiegel erheben, und der in seiner ganzen Ausdehnung etwa 4000 Kilometer mißt, was etwa der Entfernung zwischen dem Nordkap und Algier gleichkommt! Daß es Hedin vorbehalten war, eine solch gewaltige Erhebung der Erdoberfläche in ihren Hauptpunkten zu entdecken, gehört in das Gebiet der ungeahnten

Möglichkeiten. Aber kein geringeres Wunder war es, daß der Forscher länger als zwei Jahre auf unbekannten Pfaden des verbotenen Landes wandern und geradezu aus dem Rachen des Todes glücklich heimkehren konnte. Was sich in der glänzenden Darstellung Hedins so behaglich liest und in seinen spannendsten Momenten nur ein angenehmes Gruseln erregt, das ist in Wahrheit furchtbar ernst gewesen. Es ist ein Glück, daß der kühne Reisende sich selbst nicht immer bewußt war, daß sein Leben auf des Messers Schneide stand. Es sind nur wenig Jahre her, daß ein tibetischer Minister, nur weil er einem indischen Sprachforscher freundlich begegnet war, unter dem Jubel des fanatisierten Volkes im Brahamaputra ertränkt wurde, und noch heute zahlt die chinesische Regierung einen hohen Preis für den Kopf eines jeden Europäers oder selbst eines Asiaten, der in Tibet betroffen wird. Seine Bedeutung als Forscher stand fest, sein Mut, sein Glück, seine wissenschaftliche Arbeitsweise, und, was heute besonders hervorgehoben werden muß, seine über allen Zweifel erhabene Zuverlässigkeit, war bekannt. Daß er aber auch ein Schriftsteller ersten Ranges, ein hinreichender Erzähler werden würde, das ist eine weitere Ueberraschung seines „Transhimalaja“. Welche Fülle von Szenen, welcher Reichtum an Eindrücken, an padenden Situationen, an charakteristischen Persönlichkeiten, — alles Farbe und Bild, plastisch und handgreiflich dargestellt; von Seite zu Seite wachsend in unerschöpflicher Fülle! Sogar den größten Teil der Illustrationen hat Hedin Künstlerhand mit Stift und Pinsel hervorgezaubert. Die feurige Nahtlosigkeit des Forschers bannt den Leser an die Wunder des Weges, auf dem er Hedin begleitet; so hinreichend und ergreifend erzählt er, daß groß und klein ihm mit Begeisterung folgen werden. Endlich wieder ein Werk, das hervorragend geeignet ist, auch im Familienkreise vorgelesen zu werden und die Phantasie aller zu beschäftigen, reicher als ein Märchen aus „Tausendundeine Nacht“. — Der Preis der beiden prächtigen Bände beträgt 20 Mark.

Unsere Heimat in Liedern und Gedichten.

Sommerabend auf dem Schanzenberge.

Von Friedrich Frevert.

Ein Stimmungsbild.

Es beitet sich tief unter mir
Das Land in seiner ganzen Schöne,
Und brausend zieh'n durchs Waldrevier
Des Bergwinds dumpfe Orgeltöne.

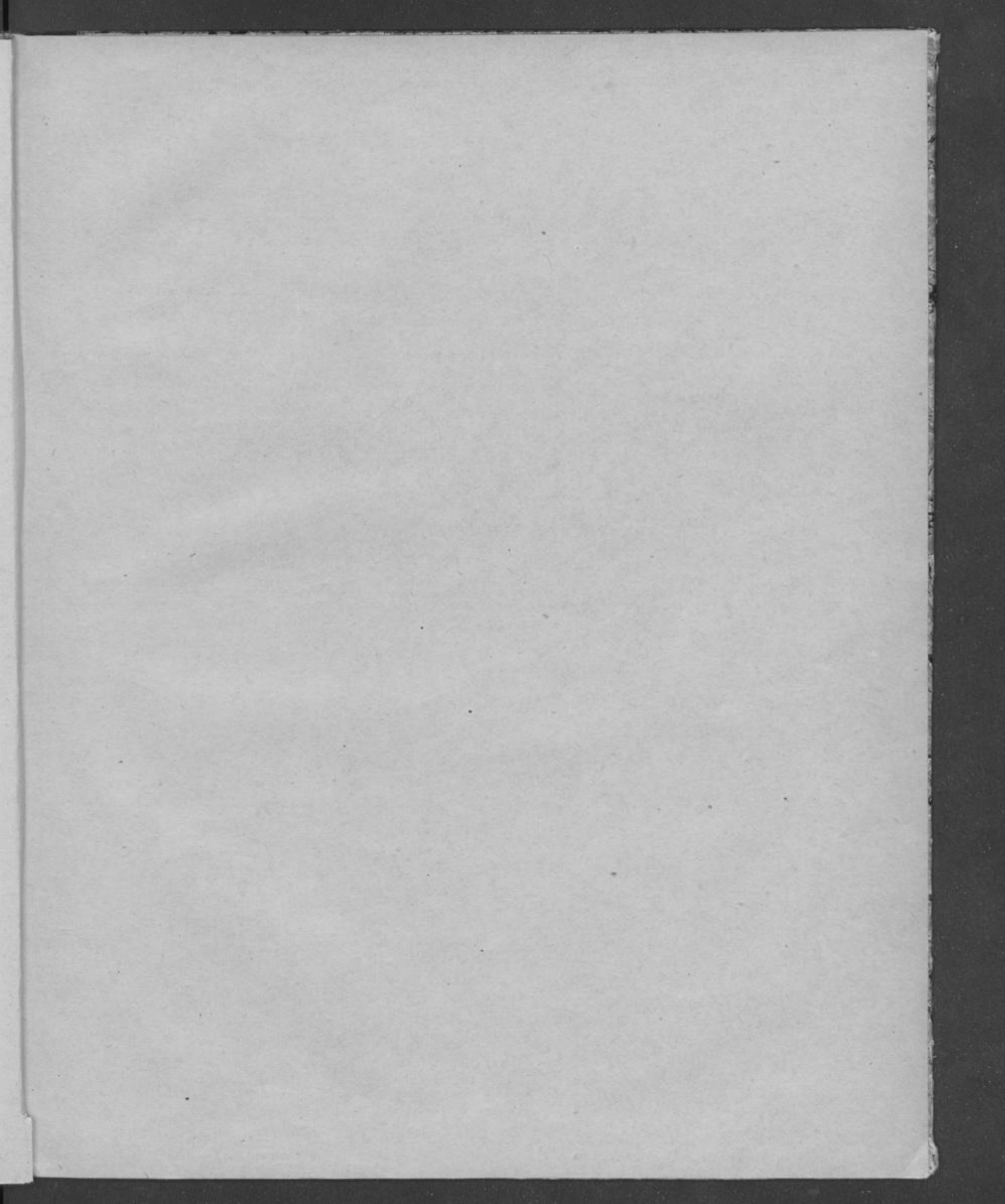
Hoch raget an den Bergeshängen
Des Buchenwaldes Wunderbau,
Zu Füßen in der Tiefe drängen
Sich Fluren, weit erglänzt die Au'.

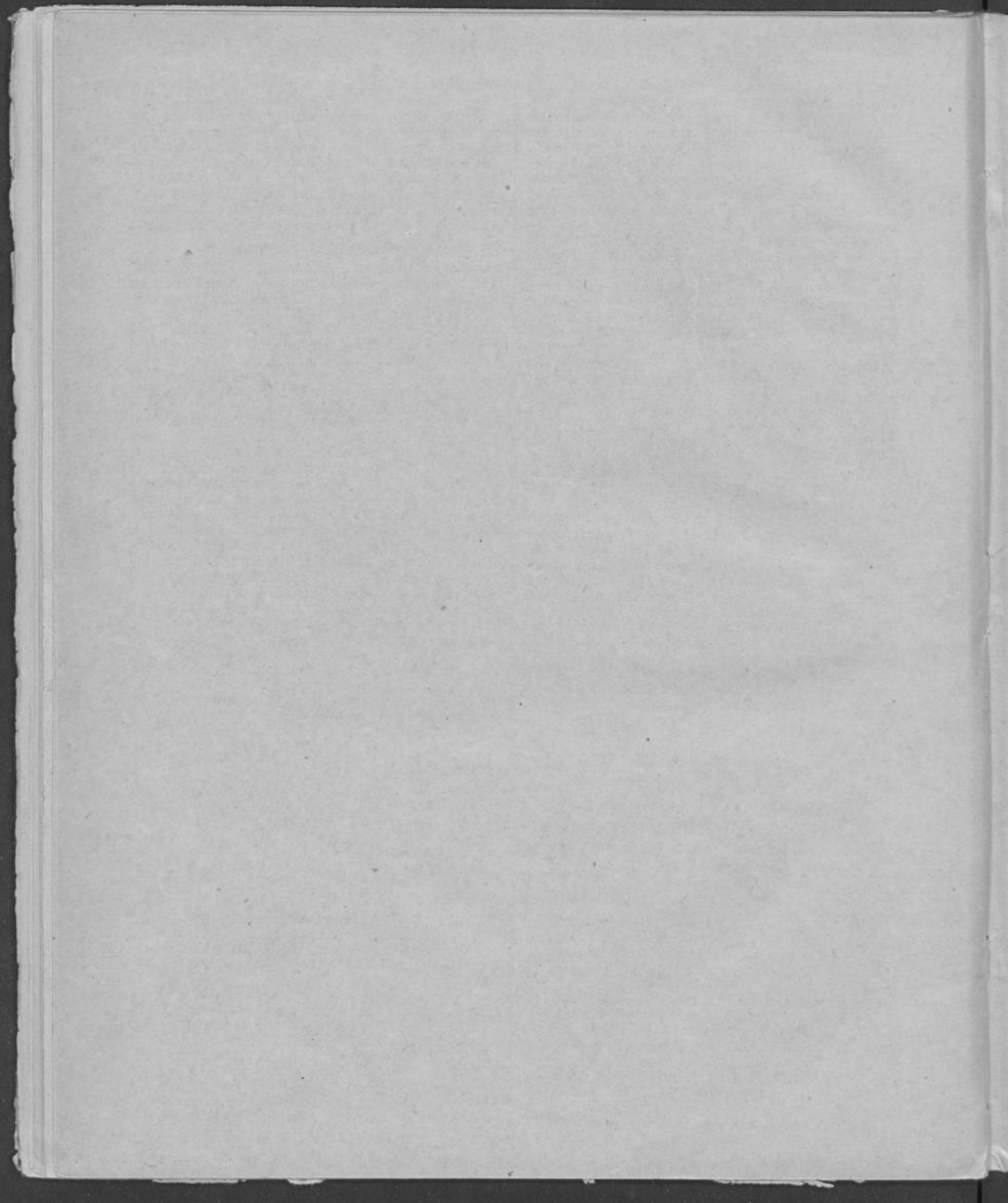
So weit die frohen Augen schauen,
Rauscht auf den Feldern Halm an Halm,
Und jubelnd singen hoch im Blauen
Die Lerchen ihren Abendpsalm.

Im nahen Busch singt eine Weise
Ihr letztes Lied zur Abendruh,
Ein flatternd Lichtgewölk zieht leise
Im leichten Wind dem Osten zu.

Am fernen Himmelstrand verfließen
Die Wolken schon im Abendrot;
Die letzten Sonnenstrahlen grüßen
Das dunkle Haupt der Welmerkstot.

Vom Rurpark her trägt eine Weise
Herauf der linde Abendhauch.
Die Dämmerung sinkt leise, leise
Auf Berg und Tal, auf Baum und Strauch.





Ad. Schumacher
Inh. Emilie Schumacher
Detmold, Esterstrasse 24
Buchbinderei, Papierhandlung
u. Einrahmgeschäft

